Sozialdemokrat

Einzelpreis 70 Heller
(einschließlich 5 Heller Porto)

ZENTRALORGAN
DER DEUTSCHEN SOZIALDEMOKRATISCHEN ARBEITERPARTEI
IN DER TSCHECHOSLOWAKISCHEN REPUBLIK

ERSCHEINT MIT AUSNAHME DES MONTAG TÄGLICH FRÜH. REDAKTION UND VERWALTUNG PRAG XII., FOCHOVA 62. TELEFON 53077.
HERAUSGEBER: SIEGFRIED TAUB. VERANTWORTLICHER REDAKTEUR: DR. EMIL STRAUSS, PRAG.

15. Jahrgang | Mittwoch, 25. Dezember 1935 | Nr. 300

Griechische und türkische

Zusagen an England

Paris. Zu den Unterredungen des türkischen Außenministers und des griechischen Gesandten mit Laval erfahren die französischen Blätter, daß die beiden Staatsmänner dem französischen Außenminister bestätigten, daß ihre Staaten, wenn die britische Flotte im Mittelmeere bei der Durchführung der Sanktionen überfallen wird, derselben automatisch gemäß Absatz 3 des Artikels 16 des Völkerbundpaktes Beistand leisten würden. Die griechischen und die türkischen Häfen würden der britischen Flotte zur vollen Disposition stehen.

Italien bestürzt

über Edens Ernennung

Mailand. Obwohl gegenüber der Ernennung Edens in der Presse noch Zurückhaltung bewahrt wird, herrscht in der Betrachtung der allgemeinen Lage wieder die pessimistische Note vor. Die „Stampa" schreibt, nach der Ernennung Edens seien keine Schlichtungsversuche im italienisch-abessinischen Konflikt mehr zu erwarten. Nach den bisher keineswegs ermutigenden Erfahrungen zu urteilen, werde Eden den Zwang der Versöhnung vollziehen. „Popolo d'Italia" schreibt:

Die allgemeine Lage Europas hat sich sichtlich verschlimmert. Nach der Beerdigung des Pariser Planes stehe Europa vor einem drohenden Krieg, wie es die blutgierigen Sanktionisten gewünscht haben. Wir stehen am Scheideweg und jeder muß seine Verantwortung übernehmen. Italien trifft keine Schuld am Scheitern des Friedensangebotes.

Die Schlacht bei Quorum

Asmara. Während nach den italienischen Schätzungen in der Schlacht bei Edda Marian Quorum 600 Abessinier getötet und 1000 verwundet wurden, führt der italienische Heeresbericht an, daß auf italienischer Seite 5 Offiziere fielen, während 8 Offiziere und 100 Askari verwundet wurden.

70 Verhaftungen in Hamburg

Hamburg. Als die Belegschaft der Werft Finkenwerder vor einigen Tagen frühmorgens im Betrieb erschien, fand sie das Tor und die Wände des Betriebes mit antifaschistischen Losungen bemalt. An der Arbeitsstätte selbst fand man mehr als hundert Flugblätter, die zum Kampf gegen die Nazis aufriefen.

Der Betriebsleiter verständigte die Gestapo, deren Agenten bald in Begleitung von Ueberfallkommandos erschienen. Für länger als drei Stunden wurde der Betrieb stillgelegt und man versuchte, aus den Arbeitern Geständnisse zu erpressen. Als das mißlang, wurden 70 Arbeiter verhaftet.

Mongolischer Protest

Moskau. Nach einer Meldung aus Ulan Bator hat der Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates und Außenminister der mongolischen Volksrepublik dem Außenminister von Mandschukuo eine Note übermittelt, in der gegen den Angriff japanisch-mandschurischer Truppen auf einen mongolischen Grenzposten in Bulun Tokhoo Einspruch erhoben wird. Die Note schließt mit einer Warnung vor den schweren Folgen weiterer Uebergriffe japanisch-mandschurischer Truppenteile. Die Verantwortung dafür liege bei Mandschukuo und bei der japanischen Regierung.

Vor einem neuen Bestechungsprozeß

Nach Beendigung des Frainer Talsperrenprozesses wird am 7. Jänner vor dem Brünner Kreisstrafgericht ein neuer Bestechungsprozeß beginnen. Es handelt sich um Bestechungen, die öffentliche Funktionäre hauptsächlich bei Straßenbauten im nordböhmischen und nordmährischen Bezirk empfangen haben. Diese Bauten führt die aus dem Frainer Talsperrenprozeß schon bekannte Firma Pittel und Brausewetter durch. Angeklagt sind insgesamt acht Personen.

„Vision am Fenster"

Zeichnung von Georg H. Trapp. (Aus dem Arbeiter-Jahrbuch 1936.)

Demokratie muß von unten kommen

Ein Weihnachtsartikel Dr. Hodžas

Die Weihnachtsnummer des „Venkov" vom 25. Dezember, veröffentlicht ein Interview mit dem Ministerpräsidenten Dr. Hodža über die Entwicklung unserer Demokratie und über die letzten politischen Ereignisse. In dem Interview erklärt Dr. Hodža u. a.:

Heute lebt das Volk nicht mehr bloß durch die Intellektuellen und überhaupt nicht durch die Volkselite, die früher den führenden Faktor darstellten, vielmehr stellt es sich in der Masse dar. Diese repräsentiert, durchlebt und ich möchte sagen: bilde: das Volk, auch wenn an seiner Spitze Führer und Intellektuelle bleiben.

Die Grundlage unserer Demokratie ist von unten her erwachsen und muß von unten her auch die Lebenskraft für ihre weitere Entfaltung finden. Die von oben her organisierte Demokratie würde zur Diktatur führen die von unten her emporwachsende Demokratie führt zur ehrlichen Organisation aller Komponenten, zur Regelung der Partei und zur Kultur des politischen Parteiwesens. Die englische Demokratie hat ihre Philosophie, die tschechoslowakische Demokratie drückt ihre Eigenartigkeit durch den Sinn für Disziplin, für Ordnung, für Verantwortlichkeit aus. Das ist ihr Beitrag für Weltdemokratie überhaupt.

Die Kultur der Partei hat ihre moralische Grundlage und demokratische Ordnung und erwächst durch die Disziplinertheit der Demokraten. Sie ist eine typische Folge unseres Parteiwesens. Alle scheiterten, die sie nicht begriffen haben.

Ohne Diskussion gibt es keine gereifte Demokratie. Eine wirklich gereifte Demokratie muß über die großen Staatsfragen erwägen und selbstverständlich diskutieren. Sie kann auf dieses Recht nicht verzichten, wenn sie nicht ihren Begriff und Sinn verlieren soll. Es war also natürlich, daß es bei der Präsidentenwahl unter den politischen Parteien und innerhalb der politischen Parteien eine Diskussion gab.

Die demokratische Diskussion in einer disziplinierten, kulturell aufgebauten Partei ist fruchtbar, schwächt nicht, sondern stärkt.

Fest der Besinnung

„Feste der Festlosen" hieß eines der geistvollen Bücher des Dichters und Politikers, Träumers und Tatmenschen Kurt Eisner. Es wurde zerrissen, zertreten, verbrannt wie so viele andere Bücher, die deutschen Menschen etwas zu sagen hätten, oder verborgene Exemplare vermodern, so wie des gemeuchelten Verfassers Leib . . .

Feste der Festlosen! Kurt Eisner plauderte in diesem Buche von werdenden neuen Festen der Armen und den Zukunftsfesten einer kommenden Menschheit und von neuem Sinne der alten Feste Weihnachten, Ostern, Pfingsten.

Feste der Festlosen! Millionen kann Weihnachten kein frohes Fest sein, weil sie des Nötigsten entbehren. Und Millionen kann es kein frohes Fest sein, weil das politische Geschehen unserer Zeit, ein Geschehen, dessen Verursacher und Tätige durchwegs christliche Staaten sind, in zu grauenvollem Widerspruch steht zu dem erhabenen, aus tiefster menschlicher Sehnsucht geborenen Sinn des Weihnachtsfestes. Ach ja, Lebensmittelpakete machen vielen Darbenden die Weihnachtstage etwas erträglicher, bescheidene Geschenke der Liebe zaubern auf blasse Kindertwangen ein wenig Rot der Freude, und in den Konzentrationslagern und Kerkern der faszistischen Staaten wird vielleicht weniger geprügelt und den Gefangenen sogar etwas besseres Essen gegeben, denn selbst Großverdiener und Leuteschinder werden zu Weihnachten ein wenig sentimental. Aber wer nicht sentimental im gebräuchlichen Wortsinne, sondern menschlich gefühlvoll ist, wer nicht autoritätsgläubig und also gedankenlos, sondern grüblerisch, nachdenklich ist, kommt nicht hinweg über den Gegensatz zwischen Sinn und Widersinn, Schein und Sein, Liebeslehre und Haßtaten, Friedenswort und Kriegsmord, der quälender und bedrängender vor ihn tritt als an allen anderen Festtagen.

Aber aus solchen Widersprüchen werden die vorwärtsdrängenden, die erneuernden Gedanken geboren! Es sind allzeit die großer und starker Gefühle, die wirklicher Menschenliebe Fähigen und die Nachdenklichen gewesen, die solchen Gegensatz überwinden wollten durch die Zerstörung des Scheins, durch die Verwirklichung des Sinns: Die Taboriten und die Böhmischen Brüder, Thomas Münzer und die Wiedertäufer, die utopischen Sozialisten und die Bahnbrecher der modernen Arbeiterbewegung. Die Erinnerung an diese Rebellen erweckt Bitternis? Immer wieder seien die niedergeschlagen worden, die für die Wahrheit gegen die Lüge, gegen den Schein, für die Verwirklichung der Liebeslehre gekämpft, die den Sinn gegen den Widersinn gestellt? Ja, sie wurden gerädert und geköpft und verbrannt, eingekerkert und außer Landes gejagt, aber mit ihnen sind nicht ihre Gedanken, ist nicht ihr Wollen und ihr Ziel verloren gegangen. Es führt ein dem forschenden Auge deutlich erkennbarer Weg von Hus und den Böhmischen Brüdern zu Masarok und der tschechoslowakischen Demokratie! Und es führen nicht minder Wege vom ursprünglichen Christentum über Thomas Münzer auf deutschen Boden, über Saint Simon auf französischem zum modernen Sozialismus. Der Weg der Menschheit ist mit Märtyrerblut gedüngt, aber er führt doch aufwärts! Nicht geradlinig und nicht ohne Unterbrechung, und es schien oft, als gleite die Menschheit unaufhaltsam zurück, aber doch ist nie das Aufwärtsstreben, das Vorwärtswollen ganz erloschen. Italienische Bischöfe mögen zum Widerstand gegen die Sanktionen auffordern und ihre goldenen Ringe beispielgebend opfern und so Mussolinis Raubkrieg unterstützen — sie vermögen doch nicht die Idee der Menschenliebe, den innersten Gehalt des Weihnachtsfestes, aus der Wirklichkeit zu tilgen und ins Nurmetaphysische umzudeuten. Sie lebt in den Millionen derer, die zu den „Festlosen" gehören!

Eine der tiefsten hellenischen Sagen berichtet, daß Prometheus, weil er den Menschen das Feuer gebracht hatte, von den Göttern an einen Felsen geschmiedet und einem Adler befohlen wurde, ihm täglich die Leber zu zerfleischen. Aber: die Menschen hatten das Feuer, das Licht, die Erkenntnis! Und deshalb ist Prometheus, wie der junge Marx sagte, der vornehmste Heilige und Märtyrer im philosophischen Kalender. War nichts das Licht, ursprünglich gleichbedeutend

mit dem Feuer, da es anderes als das der Flamme oder der glühenden Sonne nicht gab, den Menschen seit altersher Symbol des Wissens, der Erkenntnis? So wollen wir uns denn auch des altgermanischen Sinns der Weihnachtsfeier als Fest der Sonnenwende, der Wiederkehr des Lichtes erinnern! Und daran, daß vor dem Nahen des Winters Samen in die Erde gesenkt wurde, der den Winter überdauert! Denn es kommt darauf an, den Samen über den Winter hinüber zu retten!

Und der Samen des Guten, der Wahrheit, der Erkenntnis wurde — und das mag uns erhebender, stärkender, beseligender Trost sein heute, da es scheint, als sei eine neue Eiszeit über große Teile des Kontinents hereingebrochen — selbst über die schlimmsten, stürmischesten Wintertage der Menschheit hinübergerettet, wann immer es in der Welt so schlimm und noch frostiger, finsterer aussah als in der Gegenwart! Aus diesem Wissen haben in Zeiten der Bedrängnis die Künstler des Kommenden ihre Zuversicht geschöpft. Kurt Eisner, der so oft Verfolgte und doch nie an der Menschheit Verzweifelnde, läßt in dem Drama „Die Götterprüfung", das er im Gefängnis schrieb, gläubig und zuversichtlich „Guldar", den Vertreter der Zukunft, ausrufen:

Wenn einer nur des Guten Samen rettet
Durch Sturm und Not, so lebt und wächst das Gute. . .
Nicht einer nur, viele haben ihnen gerettet.
In vielen Herzen keimt das Gute der Zukunft entgegen!

Wer stürzt Hitler?

Von Paul Hertz

In wenigen Wochen beginnt das vierte Jahr der Herrschaft Hitlers. Sein Schlagwort von den „vierzehn Jahren Schmach und Schande" ist verbraucht. Von seinen beiden Vierjahresplänen zur Rettung der deutschen Arbeiter und der deutschen Bauern spricht Hitler auch nicht mehr. Versprechen und Wirklichkeit stehen in zu starkem Widerspruch. Es gibt kaum ein besseres Symptom für den Niederbruch der Stimmung des deutschen Volkes als die heutigen Reden der Naziführer. Sowohl ihre beschwörenden Mahnungen, die Freiheit könne nur durch Opfer erkauft werden, als auch ihre Drohungen, man werde niemals kapitulieren, beweisen gleichermaßen, daß auch sie die gewaltige Enttäuschung und Entfremdung erkennen, die zwischen Regime und Volksmassen eingetreten sind.

Die Unzufriedenheit, die von Monat zu Monat wächst und einen sehr hohen Grad erreicht hat, beweist ebenfalls den Niedergang der Stimmung des deutschen Volkes. Trotzdem gibt es auch jetzt noch keinen realen Widerstand. Im Bürgertum so wenig wie in der Arbeiterklasse. In den letzten Monaten sogar weniger als im Sommer. Die Hoffnungen, die damals an eine hie und da beobachtete größere Aktivität einzelner Gruppen der qualifizierten Arbeiter geknüpft wurden, erfüllten sich nicht. Die Verschlechterung der Wirtschaftslage, die die Existenz unsicher macht, übt bereits wieder eine lähmende Wirkung aus. Hatte die durch die Rüstungen bedingte vorübergehende Besserung der Wirtschaftslage das Selbstbewußtsein der Vorhut der oppositionellen Kräfte gehoben, so hat die Verschlechterung dieses Selbstvertrauen neuerdings in Entmutigung verwandelt.

Den günstigen objektiven Voraussetzungen für eine Oppositionsbewegung von größerem Umfang, insbesondere durch Teuerung, Fett- und Fleischmangel und Arbeitslosigkeit, steht immer noch die ungebrochene Allmacht des diktatorischen Machtapparats gegenüber. Den von ihm ausgehenden lähmenden Druck kann man wahrscheinlich nur im vollen Umfang begreifen, wenn man ihm selbst täglich und stündlich ausgesetzt ist. Wo durch ein brutales System von Rechtlosigkeit, Willkür und roher Gewalt jede Aeußerung des Mißfallens oder vorsichtiger Kritik mit Verhaftung, Aechtung oder Vernichtung der Existenz geahndet wird, wo jeder Versuch der Bildung einer oppositionellen Meinung mit vieljährigem Zuchthaus bestraft wird, da kann die Opposition, solange noch der Machtapparat der Diktatur unerschüttert ist, bestenfalls aus kleinen illegalen Vortrupps bestehen. Neben ihnen gibt es nur unorganisierte, und daher machtlose oppositionelle Stimmungen.

*

Man kann über den gesetzlichen, geschweige denn über den gesetzlosen Terror keine erschöpfende Uebersicht geben. Selbst das wird durch die Brutalität der Diktatur verhindert. Die Prozesse finden meist unter Ausschluß der Oeffentlichkeit statt. Die Presse darf nur amtliche Berichte veröffentlichen, die aus wenigen Zeilen bestehen. Oft dürfen dabei nicht einmal die Namen der Verurteilten genannt werden. Deshalb lassen nur einzelne Tatsachen in diesen Abgrund von Haß und Gemeinheit hineinblicken.

In den Zuchthäusern schmachten gegenwärtig fast ebenso viel politische wie kriminelle Verurteilte.

Im Monat November sind in fünfzehn Massenprozessen, über die jeweils die reichsdeutsche Presse höchstens mit 10 bis 20 Zeilen berichtete, 250 Angeklagte zu mehr als 1000 Jahren Zuchthaus verurteilt worden.

In Wuppertal findet gegenwärtig ein Prozeß statt, der gegen 364 Angeklagte geführt wird, in Hamburg ein Prozeß mit 270 Angeklagten!

Diese Massenprozesse, für deren Umfang es in der Geschichte aller Zeiten keine Beispiele gibt, beweisen, daß eine zähe kämpfende Opposition gegen die Hitlerdiktatur vorhanden ist. Aber diese Opposition ist geistig und organisatorisch zersplittert. Daß es nicht möglich ist, dem über alle staatlichen Machtpositionen gebietenden Gegner eine in den politischen Zielen einige Gegenbewegung entgegenzustellen, gehört zweifellos zu den größten Schwächen der antifaschistischen Bewegung. Solange diese Schwäche besteht und solange es nicht gelungen ist, dem totalitären Faschismus eine allgemeine Volksbewegung entgegenzusetzen, wird das wohl auch so bleiben. Auch eine Einheit aller Antifaschisten würde heute das politische Gesicht Deutschlands nicht entscheidend verändern können, solange nicht die Volksstimmung sich entscheidend geändert hat und die Massengrundlage der Diktatur ins Wanken gekommen ist.

*

Die Einheitsfront zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten ist gegenwärtig dazu ebenso wenig in der Lage wie die etwas nebelhafte Volksfront. Die Parole der Einheitsfront hat jetzt mehr symbolische als politische Bedeutung. Ihre moralische Wirkung auf die illegalen Kämpfer, die völlig isoliert arbeiten, fast immer auf ihre eigenen schwachen Kräfte angewiesen sind und dennoch trotz Terror und Not ungebeugt und hoffnungsfroh ihrer schweren Aufgabe nachgehen, darf dagegen nicht unterschätzt werden. Ganz allgemein ist die Erkenntnis, daß die Spaltung der sozialistischen Arbeiterklasse Hitlers bester Bundesgenosse war und ist. Die Sehnsucht, sie zu überwinden, ist groß und allgemein. Daher haben die Aufgaben der Gegenwart und Zukunft, die nur durch eine geeinte Arbeiterklasse, die der Vortrupp aller Antifaschisten ist, gelöst werden können, vielfach die Streitfragen der Vergangenheit in den Hintergrund gedrängt. Sie spielen kaum noch eine Rolle. Die Zusammenarbeit zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten im illegalen Kampf ist weniger eine Frage der politischen Zielsetzung als des persönlichen Vertrauens. Wo es vorhanden ist, da besteht die Zusammenarbeit und hebt das Vertrauen in die gemeinsame Kraft.

Aber es wäre ein Irrtum, wollte man aus dem gemeinsam geführten Kampf gegen die Hitlerdiktatur folgern, daß damit die Sozialdemokraten zu Kommunisten geworden seien. „Demokratie" hat heute wieder eine größere Anziehungsfähigkeit als „Diktatur". Die stimmungsmäßige Sympathie für den „Arbeiterstaat Sowjetrußland" hat die deutschen Sozialdemokraten nicht blind gegen die Erkenntnis gemacht, daß die Methoden des politischen Aufbaues von Sowjetrußland nicht auf Deutschland übertragen werden können. Sie kämpfen nicht gegen die Hitlerdiktatur, um ihre eigene Diktatur aufzurichten. Ihre unerschütterliche Ueberzeugung gründet sich auf das sichere Bewußtsein, daß jede Diktatur sich auf die Dauer ihr eigenes Grab schaufelt und von einer kämpfenden Demokratie gestürzt werden wird, die sich ihrer Kräfte bewußt ist und vor allem sie zur Sicherung ihrer eigenen Macht anwendet. Wer heute für Demokratie und für Freiheit kämpft, dem schwebt nicht die Wiederherstellung des alten Zustandes vor, in dem hinter einer republikanischen Fassade die Kräfte der Reaktion erstarkten, sondern ein neuer Volksstaat, in dem die Mächte des Fortschritts das politische und ökonomische Geschehen entscheidend bestimmen.

Ist die Volksfront auch ein Schritt zu diesem Ziel? Diese Frage wäre zu bejahen, wenn neben der Opposition der sozialistischen Arbeiterklasse auch eine organisierte Opposition des Bürgertums vorhanden wäre oder entstünde. Man darf diese Kräfte nicht in der Reichswehr suchen, die an dem Sturz Hitlers kein Interesse hat. Auch die Industriellen, die Nutznießer der Aufrüstung Hitlers, sind nach wie vor Bundesgenossen. Nichts fürchten sie mehr, als eine sozialistische Arbeiterbewegung, die sie entmachtet. Die Großagrarier werden ebenfalls aus Furcht, von einer politischen Umwälzung enteignet zu werden, weiter an Hitlers Seite stehen. Das gilt auch von der hohen Bürokratie, die fürchten muß, daß ihre nun zum zweiten Male bewiesene Charakterlosigkeit ihre verdiente Strafe findet. Volksfront kann also nur ein Bündnis mit jenen Kräften bedeuten, bei denen der durch die Diktatur herbeigeführte Verlust der persönlichen und politischen Freiheit schmerzlicher empfunden wird als der Vorteil auf anderen Gebieten. Eine geistige Brücke zu diesen Schichten ist also ebenfalls notwendig, soll die Oppositionsbewegung im Dritten Reich realen Charakter erhalten. Aber auch das kann nur unter demokratischen Losungen gelingen, die ernst gemeint sind, und die nicht nur als Mittel zum Zweck dienen. Wer die demokratischen Freiheitsrechte nur als Lockmittel benutzen will, um sie nach der Machtübernahme preiszugeben, und dafür die eigene Diktatur aufzurichten, der verkennt, daß im Kampf der Klassen List und Tücke noch nie erfolgreiche Waffen gewesen sind. In Frankreich ist ein Aufruf der Kommunisten, der diese Rolle der demokratischen Losungen etwas zu vorzeitig erkennen ließ, von dem bürgerlichen Teilnehmer der Volksfront, den Radikalsozialisten, zutreffend als „Einladung zum Selbstmord" bezeichnet und abgelehnt worden.

*

Einheitsfront und Volksfront sind Etappen, sind notwendige Hilfsmittel zum Sturz der Diktatur, aber keine Allheilmittel. Sie können die politische Entwicklung beschleunigen, aber nicht das Schwinden der Massengrundlage des Regimes ersetzen. Noch sind sowohl die Kräfte in der Arbeiterbewegung, wie auch im Bürgertum, die den Sturz Hitlers wollen, zu schwach. Die Zuspitzung der Wirtschaftskrise und auch andere wirtschaftliche und politische Ereignisse können jedoch Belastungen bringen, unter denen die faschistische Herrschaft brüchig wird. Dann wird die Kraft, die die Arbeiterklasse zum Sturz Hitlers zu entfalten vermag, zum entscheidenden Faktor. Daß die Arbeiterklasse augenblicklich noch schwach ist, heißt nicht, daß andere ihr den Sturz Hitlers abnehmen können. Es läßt nur erkennen, daß der Sturz heute noch nicht möglich ist. Die Arbeiterklasse muß erst stark sein. Auch das notwendige Bündnis aller antifaschistischen Schichten wird erst dann wirksam werden, wenn der Kern der Opposition gegen Hitler, die sozialistische Arbeiterklasse, bereits so stark geworden ist, daß ein Bündnis mit ihr die Aussichten zum Sturz Hitlers entscheidend verbessert.

„Vater, ist das Göring in der neuen Uniform?"

UNSER GESICHT

34 **Roman von Karl Stym**

Copyright by Eugen Prager-Verlag, Bratislava

„Drei erwischt man früher als zwei!" weist ihn Hell zurück.

Uhu macht ein betrübtes Gesicht, als ständen schon dicht hinter seinen Augen die Tränen. Ich gehe schnell weiter. Ich vertrage viel, aber Uhus Augen sind mehr als ich vertragen kann.

Paul und ich durchklettern den Schacht. Jede einzelne Leitersprosse ist eine Qual. Ich bin fast fertig mit der Kraft.

Hell ruft vom Schachtrand ins Dunkel hinein:

„Hallo!"

„Wer da?" kommt es zurück.

„Was ist mit unserem Kameraden geschehen, der vor fünf Stunden hier herauskam?"

„Weiß ich's! Bin erst zwei Stunden hier!"

Hell und ich beraten kurz. Streikbrecher ist Röhling am allerwenigsten. Also muß was geschehen sein.

Hells Stimme hebt wieder an:

„Kamerad?"

Der Posten lacht spöttisch auf.

„Meinst du mich?"

„Ja!"

„Ich bin nicht dein Kamerad!"

Meine Lampe leuchtet in Hells zuckendes Gesicht.

„Aber ein Mensch!"

„Zum Teufel, steigt heraus oder bleibt drinnen, nur mich laßt in Ruh'!"

„Kamerad, wir haben Hunger!"

„Gebt doch den Blödsinn auf!"

„Dann hätten wir bisher alles umsonst durchgemacht! Wir können nimmer!"

„Nun, so füttert euch damit!"

Hell reckt sich höher und dämpft seine Stimme.

„Wenn du willst, kannst du uns helfen!"

Wieder das spöttische Lächeln. Ich möchte hinunterspringen und dem Kerl an die Kurgel fahren.

„He, meinst wohl, ich bin ein Lebensmittelmagazin!"

„Das gerade nicht! — Aber wenn du willst, können wir zu einem kommen. Laß uns hinaus und wieder herein!"

„Das geht nicht, ich habe strenge Order, jeden herauszulassen, aber niemanden hinein!"

„Mensch, da drinnen sind Fünfhundert am Verhungern!"

Schweigen.

Wir müssen aber hinaus. Zeigt sich der Posten nicht willig, so muß er eben dran glauben. Wir sind verzweifelt und, was ist ein Mensch, wenn es sich um fünfhundert handelt? — Der Gedanke ist gräßlich, doch furchtbar selbstverständlich im Augenblick.

„Bedenke, fünfhundert Menschen! — Ich bitte dich!"

Der Posten geht unschlüssig auf und ab. Hell atmet schwer. Ich fühle seinen zitternden Körper an dem meinen. Seine Hand tastet nach der Hosentasche, wo er Loretts Revolver hat.

„Überleg' es gut!"

Die Stimme ist heiser und bang, als fürchte sie das Kommende.

„Wenn ihr Glück habt, meinetwegen. Aber Maul halten!"

„Gott sei Dank!"

Ich freue mich fast mehr um des kleinen Soldaten willen.

Wir springen vom Waldrand in den Wald hinunter. Ich taumle gegen einen Baum. Eine unsagbar wohlige Schwäche betäubt mich. Im ersten Moment glaube ich ersticken zu müssen. Dann habe ich das sonderbare Gefühl, die Bäume, die Erde und der Himmel rinnen in mich hinein. Langsam gewöhnen sich meine Lungen und atmen fast geizig die volle Luft ein.

Überall stehen Posten und rufen uns an. Wir geben uns als Streikbrecher aus und kommen ohne Zwischenfall in die „Rolle".

Der Lagerhalter der Lebensmittelniederlage ist gar nicht erstaunt über unser Kommen.

„Ich habe schon vorgerichtet!"

Zwei dicke Rucksäcke, einer mit Speck und einer mit Brot vollgestopft, reißen uns fast um.

„Hoffentlich habt ihr mehr Glück wie Röhling!"

„Was weißt du von ihm?"

„Ich kanns nicht wahr machen, was ich sage. Er ist vor vier oder fünf Stunden von hier fort und von da ab fängt der Blödsinn an. Einige sagen, er sei erschossen worden, andere wieder, er habe einen erschossen."

Hell sieht mich betroffen an.

„Also doch!"

„Ja, 's ist schon so weit, daß euch jedes Milchgesicht in Uniform abknallen darf!"

Hell zuckt die Achseln.

„Sie müssen!"

Der Lagerhalter faltet seine fetten Hände über dem lagerhalterüblichen Bauch.

„Ich täte es nicht!"

Die Empörung macht das lächerlichfeiste Gesicht so komisch, daß wir hell auflachen müssen.

Wir kommen glücklich in die Grube. Die Kameraden vergessen vor Hunger ganz, nach Röhling zu fragen. Herrgott, ist's möglich, daß ein kleines Stückchen Speck und Brot aus harten Männern Kinder machen kann?

Dießler fiebert vor Gier und Uhu kreischt wie besessen in jeden Stollen hinein: „Kameraden, M—u—n—i—t—i—o—n!"

Und im Nu ist Fogger Schorsch von einer wilden Meute umlagert. Keiner will zu spät kommen. Schorsch teilt gleichmäßige Stücke an jeden. Er ist es von zu Hause aus gewöhnt, knapp abzuschneiden.

Sudetendeutscher Zeitspiegel

Auf dem Friedhof von Tellnitz

(Zeichnungen von Helmuth Krommer)

Man kann das Dorf, das in den letzten Wochen der Kampf um seine Porzellanfabrik auch in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat, mit der Verbindungsbahn Bodenbach—Teplitz, deren Station es ist, oder — und das ist die Hauptverkehrsader für den Personenverkehr — mit der Straßenbahn von Aussig erreichen, die an Werktagen etwa jede Dreiviertelstunde einen Wagen mit Ausflügler hinauffahren läßt. An Sonntagen bei gutem Wetter, besonders wenn im Erzgebirge Schnee liegt, müssen Sonderwagen eingeschoben werden und trotzdem gelingt es oft nur unzulänglich, mit der eingeleisigen Strecke den großen Andrang der Skiläufer zu bewältigen. Es ist die Hauptausflugslinie für die 80.000 Menschen, die im Aussig-Schreckensteiner Industriegebiet wohnen.

Die Schienen liegen auf der Landstraße, die zwischen Dörfern, Feldern, vereinzelten Waldparzellen, aufgelassenen und noch betriebenen Kohlengruben bergauf und bergab führt und doch allmählich Höhe gewinnt. Schließlich kommt Arbesau, dann ruft der Schaffner die Haltestelle „Monumente" aus und in der Endstation Tellnitz steigen wir nach 48 Minuten aus; die Straße wendet sich in rechtem Winkel hinauf zum Rollendorfer Paß, diesem Einfallstor von Sachsen nach Böhmen, dessen Vorzüge die Truppen Friedrichs II. genau so zu schätzen wußten, wie Napoleon und seine Gegner im Jahre 1813. Wir stehen im Raume von Tellnitz auf blutgetränktem Boden. Noch viele Jahre nach dem Morden fand man in den Wäldern Gebeine von Menschen, die, von der feindlichen Kugel zerfleischt, einsam eines bitteren Todes gestorben waren. Ein Beinhaus und drei Monumente, ein österreichisches, ein preußisches und ein russisches, mahnen die Menschen vergeblich, endlich durch Schaden klug zu werden.

So ist Tellnitz und Umgebung an Friedhöfen reich. Doch auf ihnen liegen Blumen, die Gräber sind gepflegt und das Leben drängt so den Ein-

Eine Packerin

druck des Todes zurück. Nur auf dem größten Friedhof versöhnt nichts mit der Vergänglichkeit, hier tritt der Tod hart und unerbittlich auf und fröstelnd schreitet man durch die eisigen Hallen der stillgelegten Porzellanfabrik. Keinem Toten sind je in Tellnitz so viele Tränen nachgeweint worden wie den grauen Häusern, die, im Laufe der Zeit nacheinander entstanden, Hunderten Menschen Arbeit und Brot gegeben hatten und deren Leben zugleich, mit dem Feuer in den gewaltigen Rundöfen erlosch.

Vor 35 Jahren bestand dieses Tellnitz erst aus einem Dutzend kleiner Hütten. Schwere Wald- und Feldarbeit ernährte die wenigen Bewohner. Die Industrie hatte ihre Sendboten noch nicht in diesem versteckten Winkel gesandt. Ein Zufall brachte die Entscheidung. Unweit, im nahen Liesdorf, fanden bei einem Spaziergang Unternehmer einer kleinen Porzellanfabrik des Teplitzer Industriegebietes brauchbaren Feldspat und es erschien ihnen rentabel, auf dieser Grundlage eine neue Porzellanerzeugung aufzunehmen. Bisher hatten sie vornehmlich die weißen glänzenden Porzellanknöpfe, mit denen

Ansicht der Keramischen Werke

damals unerfreulicherweise Möbel, vor allem Divans „verziert" wurden, erzeugt, nun wollten sie zur Massenfabrikation von Elektroporzellan, also von Porzellan für die infolge der allgemeinen stürmischen Elektrifizierung rasch aufblühende Elektroindustrie, übergehen. Der Plan wurde in die Wirklichkeit umgesetzt, aus kleinen Anfängen entwickelte sich im Laufe der Jahre ein großes, blühendes Unternehmen, das räumlich größte unseres Staates, und obwohl sich bald herausstellte, daß der einheimische Spat die Konkurrenz mit dem reichsdeutschen nicht aushalten konnte, wurde die Rentabilität der Fabrik dadurch nicht beeinträchtigt, denn man bezog eben die reichsdeutsche Ware zur Verarbeitung. Die Voraussetzung war fortgefallen, die Folgen blieben doch erfreulich. Schließlich gab es acht dreistöckige Rundöfen, in denen abwechselnd aber ununterbrochen Porzellan gebrannt wurde, Sicherungen, Isolatoren und was sonst die Elektro-Industrie braucht; in den besten Zeiten vor dem Kriege wurden nicht weniger als 700 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt, die Zahl der Werkstätten nahm dauernd zu und auch die Dachdecker hatten ihre Freude, denn dort, wo der Erzgebirgssturm einen großen Teil des Jahres mit noch nicht erheblich geminderter Kraft ins Tal braust, ist auf 9000 Quadratmetern Dachfläche immer wieder etwas zu richten und in Ordnung zu bringen.

Wenn auch nach dem Kriege die Höchstziffern nicht wieder erreicht wurden, da das in-

Ein Hilfspacker

ländische Absatzgebiet viel kleiner geworden war, gab es doch noch Zeiten, in denen fast 500 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt wurden; auch wurde die Erzeugung um die Herstellung von hygienischen Porzellan, Waschbecken, Klosetts und dergleichen sowie von Steinguttwaren vermehrt. Nur infolge eines Besitzwechsels ging das Unternehmen in Konkurs und obschon die mehrjährige Abwicklung des Konkursverfahrens gezeigt hat, daß es nicht am Unternehmen, sondern am Unternehmer gelegen hatte, wenn es zu diesem Zusammenbruch gekommen war, bedeutete dieser Zwischenfall einen gewaltigen Vorsprung der Konkurrenz, die, organisiert im Wirtschaftsverband der Porzellanindustriellen, den Augenblick für gekommen hielt, sich diesen Konkurrenten vom Leibe zu schaffen und ihm endgültig das Lebenslicht, das heißt die Porzellanöfen, auszublasen.

Die einzelnen Phasen dieses Kampfes sind aus unseren Veröffentlichungen bekannt. Gegenwärtig ist der Betrieb tot, oder, wenn man will, scheintot, denn die Entscheidung, ob seine Agonie noch unterbrochen werden kann, liegt im Handelsministerium, das in der Stillegungsverordnung das Rezept besitzt, das allein helfen kann. In seiner Hand liegt es auch zu entscheiden, ob das Sterben nur verlangsamt werden oder ob wirklich frisches Leben in die Mauern einziehen soll.

In den ausgestorbenen Sälen dröhnt der Schritt. Manchmal knirscht unter den Sohlen ein zertretenes Bruchstück. Wo noch vor kurzem die gewaltigen Oefen wohltuende Wärme ausströmten, herrscht jetzt eine Kälte, die empfindlicher ist als die Frosttemperatur auf den verschneiten

74jährige Packerin

Höfen. Die Ofentüren stehen offen, das Quecksilber in den Thermometern ist in sich zusammengesunken und wartet vergeblich auf die 1400 Grad, die allein es hinauftreiben können. Doch die Grube, die vor dem Kriege drei Waggons Braunkohle täglich und noch in der letzten Zeit zwei Waggons wöchentlich zu liefern hatte, ist ohne Auftrag. Auf den Maschinen, den vielerlei Stangpressen — wir haben 70 gezählt — sammelt sich der Staub. In der Gießerei sind die Hähne geschlossen, keine Masse fließt aus den Röhren in die Formen, in denen das Porzellan mit wenigen Millimetern Abstand zum Brennen aneinandergefügt wird, stehen unbenützt in hohen Säulen. Ueberall Stille, Vergänglichkeit, Tod. Im Kontor liegen schon die Briefe der Interessenten, die diese oder jene Maschine, dieses oder jenes Einrichtungsstück aus dem einst so lebendigen Organismus herausreißen und anderswohin verpflanzen möchten. Und was keinen Liebhaber finden würde, soll den Weg alten Eisens gehen, mag es auch noch gar nicht alt und noch durchaus brauchbar sein.

Die Belegschaft muß man in den kleinen Häuschen von Tellnitz, Arbesau und Liesdorf suchen, wenn man ihren Jammer sehen will. In guten Zeiten sind die Menschen hierher gezogen, sind zwanzig und dreißig Jahre in diese Fabrik gegangen, und stehen nun plötzlich ohne jede Schuld einer Katastrophe gegenüber, für deren seelische und materielle Bewältigung ihnen alle Voraussetzungen fehlen. Die politische und gewerkschaftliche Schulung ist trotz aller Bemühungen der zuständigen Funktionäre gering geblieben, andere Arbeitsmöglichkeiten, außerhalb der Porzellanfabrik, sind nicht zu finden. Den billigen Versprechungen des Wirtschaftsverbandes, er werde den Großteil der Arbeiter umsiedeln, glaubt niemand. Weit und breit ist kein Hoffnungsschimmer zu sehen, wenn die Fabrik endgültig geschlossen bleiben sollte. Die Gemeindeverwaltungen, durch den Steuerausfall der Fabrik selbst am Bettelstab, können auch nicht helfen. Diese Ratlosigkeit im Unglück ist das furchtbarste.

Schweigend sehen die hohen Berge des Erzgebirges in das Tal hinab, aus dem wie der erstarrte Zeigefinger eines Toten der Schornstein emporragt. Sie haben manches Unheil der Menschen gesehen und gehört, nicht nur Krieg und Kriegsgeschrei. Sie erinnern sich noch, wie der schwarze Tod von Hütte zu Hütte eilte und über Nacht Familien, Männer, Frauen und Kinder, in qualvollem Sterben ausrottete; sie hören noch den Donner des Bergbaches, der in der Tollheit der Schneeschmelze Hütten und Ställe, Brücken und Wege hinwegriß und die Leichen von Menschen und Tieren gurgelnd in die Weite trug. Das alles verstanden sie noch. Doch diesmal sehen sie die Männer sich härmen, die Frauen weinen und die Kinder hungern und sie verstehen nicht, warum es so sein muß. Man merkt, daß ihnen auch die einfachsten Begriffe der modernen „Nationalökonomie" fehlen.

Fritz Teseffy.

Lichtlose Weihnacht

In tausend Hütten wohnt die Not,
Kein Stern entzündet hell sein Licht,
Der Hunger kreischt — Wir wollen Brot,
Die grüne Tanne wärmt uns nicht!

Erloschen raxtet die Fabrik,
Und hunderttausend Füße gehn
Den Weg zum Stempeln und zurück —
Kein Lichterbaum ist hier zu sehn!

Die Sorge nistet auf dem Haus,
Das Leben geht mit mattem Schlag
Die Hoffnung wandert weit hinaus
Und weint sich blind an jedem Tag ...

Die Kinder klagen wortlos an,
Du siehst sie und weirst totenbleich —
Den Hunger niemand stillen kann
Durch Vorschuß auf das Himmelreich — !

Wann kommt die Stunde, da das Licht
Der Freude unsern Baum erhellt,
Der Tag, da unsre Not zerbricht
Wär' Weihnachtsfest der ganzen Welt!

Ernst Dittmar

Herr Dr. Brand sehnt sich nach Goebbels-Literatur

Die Zeitschrift „Neuer Morgen" hat eine Rundfrage veranstaltet, welches das beste deutsche Buch des Jahres 1935 gewesen sei. Genau wie im Vorjahr haben wieder eine Reihe deutscher Würdenträger, vor allem die Lehrer und Führer unserer akademischen Jugend erklärt, sie hätten keine Zeit, schöngeistige Bücher zu lesen und kämen höchstens dazu, ihrer Berufsliteratur nachzugehen. So merkwürdig dieses Bekenntnis in den Tagen wirken mußte, da der Namen Masaryk in aller Munde war, der Namen eines Mannes, der als Gelehrter und Politiker immer Zeit hatte, schöngeistige Bücher zu lesen, und noch als Staatsoberhaupt Zeit fand, der Philosophie und der schönen Literatur nachzugehen, wo immer sie dessen wert schienen, so sehr ist man an deutschen Geistesführern die Entschuldigung schon gewöhnt, daß ihnen neben der Berufsarbeit — und allenfalls Vereinsmeierei, die sich als völkische Arbeit gebärdet — keine Zeit bleibe, ihren Horizont zu weiten. Bemerkenswert ist aber, was ein so junger Mann wie der Führer des Kb und der SdP., Herr Dr. Walter Brand, zu sagen hatte. Auch Herr Dr. Brand hat natürlich keine Zeit und gibt es schon in der Jugend auf, neben der Berufsarbeit schöngeistige Bücher zu lesen. Aber er schüttet bei dieser Gelegenheit auch sonst sein übervolles Herz aus.

Außerdem darf ich aus Ihrer Anfrage entnehmen, daß Sie zweifellos das beste deutsche Buch des Jahres 1935 überhaupt meinen. Infolge der scharfen Verbotspraxis kommt jedoch nur ein geringer Teil der neuen deutschen Bücher zu unserer Kenntnis, so daß ihre Frage wohl dahin hätte eingeschränkt werden müssen, daß Sie das beste jener Bücher meinen, das dem Sudetendeutschtum zur Kenntnis gelangt.

Es ist gelinde gesagt eine Keckheit, dies niederzuschreiben. Von der hitlerdeutschen Buchproduktion kommt bis auf einen kleinen Bruchteil alles herein, selbst der Rest aber wird meist erst verboten, wenn die Bücher längst verkauft sind, und Herr Brand hätte Auswahl genug auch unter der gleichgeschalteten Literatur. Wenn er auch unter diesen Büchern das beste nicht findet, so heißt das wohl, daß ihn überhaupt nur jene Bücher locken, die für die Einfuhr in einen demokratischen Staat von vornherein nicht in Betracht kommen? Und warum sagt er, einmal so offenherzig geworden, nicht gleich rundheraus, daß er heuer wie früher und auf Jahre noch „Mein Kampf" für das einzige lesenswerte deutsche Buch hält?

Daß dieses klassische Werk die Gedanken der Henleinführer dauernd beschäftigt, verraten sie bei jeder Gelegenheit. Hat doch auch Konrad Henlein (für den bei der zitierten Rundfrage natürlich die Kabinettskanzlei antwortet, nämlich daß er verreist sei) in London gleich erzählt, er kenne Hitler nicht und würde, wenn er „Mein Kampf" bei sich trüge, auf der Stelle verhaftet werden. Wir möchten anregen, daß man Herrn Brand von staatswegen ein Gratisexemplar von „Mein Kampf" für den Privatgebrauch schenkt, damit das kindische Gequenge schon aufhört und die Herren endlich das deutsche Buch lesen können, das ihnen nun einmal unersetzlich und neben dem ihnen von Lessing bis Thomas Mann, von Schiller bis Hauptmann, von Kant bis Haeckel das deutsche Schrifttum anscheinend gestohlen werden kann.

Mißhandelte Landschaft — mißhandelte Menschen

Gesetzlicher Profit und wilder Bergbau

Der Reichtum der Erde wird oft nicht nur den Menschen, sondern auch ihr selbst zum Fluch. Ihre Flanken werden aufgerissen, grüne Wiesen, blühende Felder, hochragende Wälder verschwinden, stickige, zum Husten reizende Luft liegt über den offenen Eingeweiden, in denen, Ameisen gleich, Menschen herumkriechen, graue, eintönige, schon kurz nach der Fertigstellung schäbig und ärmlich wirkende Häuschen säumen endlos die von staubaufwirbelnden Lastautos zerfahrenen Straßen, ein hohlwangiges, kränkliches Geschlecht wohnt zwischen Halden und Schächten und die blassen Kinder spielen statt mit Blumen mit Kohlenbrocken.

Die Tschechoslowakische Republik ist der zweitgrößte Braunkohlenförderer der Welt, sie wird in der geförderten Menge zwar von Deutschland um ein Vielfaches übertroffen, doch ist die im nordböhmischen Becken gewonnene Braunkohle meist viel besser und liegt in mächtigeren Flözen. Sie bilden zwischen Eger und Elbe fast die Erdoberfläche und so ist es nicht verwunderlich, daß in der heimischen Wärmewirtschaft die Braunkohle eine führende Rolle spielt. Die Braunkohle liegt eben hier nicht i n der Erde, sondern beinahe a u f der Erde.

Es ist noch nicht lange her, daß sich, besonders in der Gegend von Brüx und Teplitz, Schacht an Schacht fügt, daß der Weg von Grube zu Grube führt. So alt und berühmt Böhmen als Bergbauland ist, es sei nur an Kuttenberg und Joachimsthal und seinen Joachims-„Taler" erinnert, den noch heute der Negus von Abessinien im Mariatheresientaler nicht minder verehrt, als der moderne Bankier im Dollar = Taler, stammt der Abbau der Braunkohle doch erst aus dem Beginn des vorigen Jahrhunderts und eine Legende will sogar wissen, daß es zwei Engländer gewesen seien, die die Entwicklung in Gang gebracht hätten. Im Gefolge der Verbündeten, die Napoleon nach Leipzig verfolgten, seien sie auch in das Gebiet zwischen Elbe und Eger gekommen und der Donner der Schlacht von Kulm habe die gerissenen Kaufleute nicht gehindert, geologische Untersuchungen und Rentabilitätsberechnungen anzustellen.

Sei dem wie immer, im Jahre 1926 betrug die Braunkohlenförderung der Tschechoslowakischen Republik über zehn Millionen Tonnen, im Jahre 1932 sogar schon 16 Millionen. Die dichtbewohnten Industriegebiete von Teplitz und Aussig bis Warnsdorf und von dort südöstlich nach Reichenberg und Gablonz mit mehr als 200 Menschen auf dem Quadratkilometer — die größte Siedlungsdichte in unserem Staate — sind ohne diese Förderung nicht denkbar. Jetzt schreiben wir allerdings Ende 1935 und nicht nur die Zahlen haben sich seither geändert!

Es war seit jeher eine Eigenart des nordböhmischen Braunkohlenbergbaues, daß er zu einem hohen Prozentsatz aus K l e i n b e t r i e b e n m i t w e n i g e n A r b e i t e r n bestand. Jeder Bauer überlegte, ob er aus seinen Feldern nicht mehr Profit herausholen würde, wenn er sich zum Abbau der Kohle entschlösse, die meist schon wenige Meter unter der Ackerkrume in guter oder mindestens brauchbarer Qualität zu finden war. Tagbau erfordert nur wenig Kapital und so wurde unbekümmert um Landschaft und Nachbar darauflosgegraben. Ueberall entstanden Löcher, aus denen Kohle herausgeholt wurde, deren Qualität natürlich sehr verschieden war, doch da diese Unterschiede sich vielfach erst beim Brennen herausstellten und oft, besonders von den Hausfrauen, nicht beachtet wurden, da der Preis der Zufuhr entscheidend war, blühte die freie Konkurrenz mit allen ihren Vorzügen und Nachteilen. Damals war es den Großunternehmen noch nicht möglich, die Preise zu diktieren, doch durch Ankauf von Boden und Schürfrechten suchten sie allmählich eine beherrschende Stellung auf dem nordböhmischen Braunkohlenmarkt zu erhalten.

Selbstverständlich ist nicht aller Braunkohlenbergbau in Nordböhmen Tagbau. Es gibt auch v i e l e T i e f b a u t e n, in die der Bergmann mit der Schale hinabfährt, doch selbst diese Betriebsform findet sich bei Kleinbetrieben und es sind Menschenhände, die das Seil von der Haspel abrollen lassen. Doch bleiben oft auch die Tiefen, in die der Bergmann hinabfährt.

„Laurazeche"

Es bietet ein trostloses Bild, wenn man an einem trüben Wintertag zwischen den Gruben umherschweift. Der Schnee der Landschaft ist vom Kohlenstaub, der die Luft erfüllt, dunkel besät, nur von den Höhen des nahen Erzgebirges blinkt es weiß herab. Grube wechselt mit Halde ab, hier geht es in die Erde hinein, dort häufen sich die bauten erheblich unter hundert Metern Schachtlänge, es sind gewöhnlich 20 oder 30 Meter Tiefe. Abraummassen zum Berg. Wo gearbeitet wird, verführt der Rhythmus der Arbeit, man sieht die frischen Schnittflächen in dem Leib der Erde, es sieht alles sinnvoll und ordentlich aus, die kleinen Wagen fahren die losgebrochene Kohle ab, irgendwo wartet eine Drahtseilbahn oder ein Eisenbahnzug . . . aber öde und leer sind die verlassenen Gruben. Die einst senkrechten Schnittflächen haben unter dem Einfluß von Wind und Wetter nachgegeben, sind abgerutscht, auf ihnen steht Gestrüpp und gelbes dürres Gras. Auf der Sohle hat sich ein tiefer Tümpel gebildet. Wo Untertagsstollen gewesen waren, sinkt die Erde allmählich in sich zusammen, es bilden sich Löcher, das ganze Gelände sieht zerfressen aus wie ein blatternnarbiges Gesicht. Die Häuser im Umkreis stehen schief wie der Turm zu Pisa, nur daß keine Fremden sie als Weltwunder bestaunen, und dauernd achten die Bewohner darauf, ob die Neigung nicht wächst, denn dann müßten sie befürchten, daß ihnen während der Nacht das Dach über dem Kopfe einstürzt. Der Laie macht sich meist eine durchaus unzulängliche Vorstellung von dem Ausmaß der Erdbewegung, die im Zusammenhang besonders mit solchem Tag- oder Flachbau erfolgt. Es gibt im nordböhmischen Industriegebiet Straßen, die in wiederholtem Wechsel bergauf und bergab führen und es sind doch keine „gewachsenen" Berge, von denen die Kinder herunterrodeln, sondern einstige Halden, die — zur Befestigung des Erdreichs mit dichtem Nadelholz bestanden — vergessen lassen wollen, wie hier die Erde mißhandelt worden ist. Man braucht nur wenige Schritte von der Straße seitwärts zu gehen, schon steht man vor Mulden, die wie Müllabladeplätze aussehen und oft sogar von einem Drahtseil eingefaßt sind, um Neugierige abzuhalten, sich dem trügerischen Erdreich anzuvertrauen. Hier kann die Erde den Frevler im wahrsten Sinne des Wortes verschlingen und mancher hat mit dem Leben gebüßt, daß er sich durch das Drahtseil nicht abhalten ließ.

Es waren keine leichtfertigen Spaziergänger, denen solches Schicksal widerfuhr. Wer zur Erholung ins Freie geht, sucht sich nicht gerade aufgelassene Gruben für die Sonntagswanderung aus. Es sind arme Menschen, denen die Kälte bitter weh tut und die das Leben einsetzen, um hier ihren Sack mit Kohle zu füllen und zu Hause heizen zu können. Mögen sich die Elemente gegen sie verschwören, sie lassen es nicht, sie wollen lieber im ärgsten Fall ein Ende mit Schrecken erleiden als den Schrecken der eisigen Not Tag für Tag wehrlos erleben. Der Furcht vor den unsichtbaren Armen, die sie mitten in der Arbeit um den Leib fassen und in das dunkle Reich der Unterwelt hinabziehen können, geben sie nicht nach, aber sie flüchten, wenn sie den Wächter der Wach- und Schließgesellschaft kommen sehen, der, mit Uniform und Revolver ausgestattet, die Gruben abstreift, um die Uebeltäter, die „wilden" Bergbau treiben, zu fangen. Wir wissen nicht, ob ihm je gelingt, diese Aufgabe zu erfüllen. Die Wächter sind ja auch verschieden. Wir lernten einen kennen, dem rannte sein Hund stets schon so weit voraus, daß alle „wilden" Bergleute reichlich Zeit hatten, davonzulaufen. Wenn der Alte mit seiner Pfeife endlich ankam, war die Grube längst leer. Mag sein, daß es anderswo weniger idyllisch zugeht, aber überall ist gleich groß die furchtbare Not der Arbeitslosen und Kurzarbeiter und auch ein Wächter mag es nicht verstehen, daß in einem Elendsraum Menschen, Männer, Frauen und kleine Kinder, frieren und nebenan liegt die Kohle auf freiem Felde und niemand soll sie holen dürfen. Wenn es nur nicht so gefährlich wäre! Man hört den Verdacht äußern, daß der Wächter oft nur als Rückendeckung für die Grubenbesitzer gedacht sei, die, wenn das Furchtbare doch geschehen und ein „wilder" Bergmann — wie oft ist es eine Frau! — von der Erde verschlungen werden sollte, vor Gericht in der Lage sein wollen zu sagen, daß sie alles nur mögliche getan hätten, um das Unglück zu verhindern.

Heim ins Dorf!

„Wilder" Häuer

Auf Schlitten und Rodeln, auf Handwagen und in Tragkörben wird die Kohle weggeschafft. Nähert man sich einer solchen aufgelassenen Grube, sieht man die Gefährte schon am Rande warten. Steigt man in die Tiefe hinab, muß man die ängstlich-mißtrauischen Menschen durch Zurufe beruhigen, daß man nur zusehen und niemanden vertreiben wolle. An den Arbeitsplätzen bietet sich ein merkwürdiges Bild. Jede Familie hat ihren eigenen Winkel. Der Mann löst mit der Spitzhacke die offen zutage tretende Kohle ab, die Frau siebt sie, um den Staub zu entfernen, füllt sie in den Sack, der, sobald er voll ist, zum Grubenrand hinaufgetragen und möglichst sofort nach Hause geschafft wird. Wie viele Kinder des Kohlengebietes müssen Rodel, die mit Kohle beladen sind, nach Hause ziehen, immer ängstlich ausschauend, damit nicht der Wächter sie entdeckt und den Preis der elterlichen Mühe beschlagnahmt. Auch sie wissen sich sicherlich eine schönere Verwendung für ihren Schlitten, aber auch sie sind schon in die Schwere proletarischen Lebens eingespannt und müssen ziehen und ziehen und auch sie verstehen nicht, warum neben dem Hause die Kohle auf dem Felde liegt und sie Diebe sein sollen, wenn sie sich sie holen, um die kalte Küche zu heizen. Wir können es ihnen nicht erklären, denn d i e D u m m h e i t d e r E r w a c h s e n e n, die es nicht fertig bringen, die Reichtümer der Erde einigermaßen gerecht zu verteilen, i s t s o g r o ß, d a ß e i n K i n d s i e n i c h t v e r s t e h e n k a n n.

F. T.

(Zeichnungen von Helmuth K r o m m e r.)

Die Aufrechterhaltung des Mieterschutzes

wird vom Reichsverband der Mietervereine (Prag) sowie von der Arbeitsstelle der deutschen Mietervereine (Teplitz-Schönau) in einer kurzen knappen, aber treffenden Denkschrift begründet. Wir heben daraus nachstehendes hervor:

Die Mieterschutzbestimmungen beziehen sich nurmehr auf kleine Wohnungen und kleine Betriebsstätten einerseits, auf Mieter mit geringem Einkommen andererseits. Die Inhaber von kleinen Betriebsstätten sind dabei schon nach dem bisherigen Gesetz empfindlichen Mietzinserhöhungen ausgesetzt gewesen. Sie haben im allgemeinen eine vierfache Steigerung des Friedenszinses auf sich genommen. Hat z. B. ein solcher Mieter einen kleinen Laden oder eine Werkstätte zu einem Vorkriegszins von 50 Kč monatlich, dann hat er nach dem jetzigen Stand der Gesetzgebung 200 Kč dafür zu bezahlen. Dem Mieter einer solchen Betriebsstätte wurde somit der Zins in erheblichem Umfang aufgewertet und diese Aufwertung zugunsten des Hauseigentümers bedeutet für den Mieter eine um so größere Belastung, als Hand in Hand mit der Erhöhung der Mietzinse auch gleichzeitig die Erhöhung der Gemeindeabgaben für die Mieter eingetreten ist.

Die Frage der Erhaltung des Mieterschutzes ist von g r o ß e r w i r t s c h a f t l i c h e r T r a g w e i t e f ü r v i e l e h u n d e r t t a u s e n d e F a m i l i e n, gerade in der jetzigen Zeit, da das Masseneinkommen durch Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit und Lohnabbau außerordentlich zusammengeschrumpft ist. Ein Abbau des Mieterschutzes insbesondere für die Arbeitslosen würde geradezu katastrophale Folgen nach sich ziehen. Aber auch die anderen Arbeiter würden empfindlich getroffen werden, da die Löhne seit 1930 in erschreckendem Ausmaß abgebaut wurden und der weitaus größte Teil der noch beschäftigten Arbeiter in den niedrigsten Lohnklassen versichert ist. Wie sehr der Mieterschutz notwendig ist, geht daraus hervor, daß nach den Angaben des statistischen Staatsamtes von den Gesamtausgaben einer Arbeiterfamilie in einer geschützten Wohnung 8,62 Prozent auf die Miete, bei der ungeschützten Arbeiterfamilie jedoch 19,62 Prozent entfallen. Die Arbeiterfamilie in geschützten Wohnungen vermochte 51 Prozent ihrer Ausgaben für die Deckung der Ernährung aufzuwenden, die Arbeiterfamilie in einer ungeschützten Wohnung nur 45,08 Prozent.

Alle diese Gründe sprechen dafür, daß das Mieterschutzgesetz als ein ausgesprochen soziales Gesetz gerade in der Zeit der herrschenden schweren Krise im Interesse hunderttausender Familien aufrecht erhalten werden muß. Höher als das Wohl einiger zehntausender Hausbesitzer steht das Wohl und die Existenz hunderttausender Familien kleiner Mieter, die durch den Abbau des Mieterschutzes vollkommener Verelendung preisgegeben würden.

Zum Schluß wird eine durchgreifende Aenderung des M i e t r e c h t e s verlangt, soweit dies im 25. Hauptstück des Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches geregelt ist. Es muß gefordert werden, daß die Novellierung des Mietrechtes vor Inangriffnahme der Gesamtnovellierung des bürgerlichen Rechtes vorgenommen wird, dergestalt, daß ein sozial gerechtes Mietrecht geschaffen wird, getragen von dem Leitgedanken, daß der Mieter vor unbegründeter und willkürlicher Kündigung sowie vor unangemessenen Mietzinsen geschützt wird.

Wie schaffen wir Arbeit?

Die Lage in einigen sudetendeutschen Industriezweigen
Eine Umfrage unseres Blattes

Wir haben uns an einige Genossen gewandt mit dem Ersuchen, sie mögen sich über die Lage des Industriezweiges äußern, mit dem sie beruflich verbunden sind. Es handelt sich durchswegs um Funktionäre, welche die Entwicklung des betreffenden Zweiges der Produktion kennen und die auf Grund ihrer Erfahrungen positive Vorschläge machen, um die Räder der Wirtschaft wieder in Bewegung zu setzen. Wer diese Aeußerungen liest, wird zur Auffassung gelangen, daß nicht eine einzelne Maßnahme unserer Industrie helfen und unseren Arbeitslosen wieder Arbeit beschaffen kann, sondern daß systematisch der Hebel an einigen Punkten angesetzt werden muß, wenn sich die Räder wieder drehen sollen. Wir glauben auf die entscheidenden Fragen des Sudetendeutschtums damit einige wichtige Antworten gegeben zu haben.

Die Redaktion.

Ohne innere Ordnung der Industrie - kein Aufschwung

Umstellung auf Qualitätsprodukte erforderlich

Die Textilindustrie der Tschechoslowakei teilt das Schicksal der Textilindustrien aller alten Industrieländer. Ihr Niedergang ist nicht erst das Ergebnis der herrschenden Krise, sondern die unausweichliche Folge der Industrialisierung ehemaliger Absatzgebiete, die fast überall ihren Ausgang in der Textilindustrie nahm. Eine Hoffnung, diese Märkte jemals wieder zurückzugewinnen, besteht nicht. Ungarn ist ein typisches Beispiel dafür. Die Textilindustrie dieses Landes hat sich innerhalb des Zeitraumes von 1924 bis 1934 derart entwickelt, daß der Ueberschuß der Textileinfuhr über die Ausfuhr bei Halb- und Ganzfabrikaten von 211 Millionen auf 5.8 Millionen Pengö gesunken ist. Die tschechoslowakische Textilindustrie hat dabei die größten Opfer gebracht. Nicht viel besser sind die Absatzverhältnisse und die Perspektiven unseres Textilexportes in Rumänien, Jugoslawien und den südöstlichen Agrarstaaten. Soweit in diesen Ländern in Zukunft überhaupt noch Raum für ausländische Textilien vorhanden sein wird, kommen in beschränktem Umfange nur hochwertige Waren in Betracht. Die Erhaltung des mitteleuropäischen Absatzgebietes erfordert also die Umstellung unserer Textilindustrie auf ausgesprochen hochwertige Qualitätswaren.

Wesentlich günstigere Aussichten bieten sich beim Textilexport nach der Uebersee. Die erfolgreiche Bearbeitung überseeischer, insbesondere mittel- und südamerikanischer Märkte ist aber an drei Voraussetzungen geknüpft, nämlich daß 1. mit diesen Ländern so rasch als möglich günstige Handelsverträge abgeschlossen werden, 2. die Exportpropaganda in diesen Gebieten von den einzelnen Exportfirmen losgelöst und kollektiv durch das Exportinstitut organisiert wird, 3. daß das Exportrisiko der ausführenden Firmen durch Ausgestaltung des Informationsdienstes, Einführung der Valutarisikoversicherung und durch die Organisation des Exportkredits wesentlich vermindert und damit erträglicher gemacht wird. Ohne Erfüllung dieser Voraussetzungen wird sich die Umstellung unserer Textilindustrie auf entferntere Märkte nur allmählich, unter großen Opfern und mit unbefriedigendem Erfolg vollziehen.

Unsere Textilindustrie verkörpert einen erheblichen Teil des tschechoslowakischen Nationalvermögens. Ihr Wiederaufbau ist eine Lebensfrage für die gesamte Wirtschaft und eines der wichtigsten Probleme der staatlichen Wirtschaftspolitik. Die Gesundung unserer Textilindustrie bezw. auch nur die Erhaltung der in ihr investierten wirtschaftlichen und persönlichen Werte ist ohne innere Ordnung der Industrie undenkbar. Gegenwärtig herrscht in unserer Textilindustrie ein gefährliches marktpolitisches Chaos, das nicht nur ungesunde, sondern auch gesunde Unternehmungen ernstlich gefährdet. Dieses Chaos ist die Folge des stark ausgeprägten Individualismus und einer bedauerlichen Kurzsichtigkeit vieler Textilindustrieller. Die Betriebe, insbesonders in der Baumwollspinnerei und -weberei, führen gegeneinander einen tödlichen Konkurrenzkampf, der die Preise drückt, die Rentabilität der noch rentablen Betriebe untergräbt, Betriebsstillstände verursacht und die Löhne der Arbeiter senkt. Dieses Chaos ist der Untergang unserer Textilindustrie. Seine Beseitigung erfordert drei Maßnahmen: 1. die Zwangssyndizierung, sei es auch nur in Form eines Kalkulationskartells, 2. die Einführung der Genehmigungspflicht für Neuanlagen und Betriebserweiterungen, 3. die Rechtsverbindlichkeit der Kollektivverträge als dauernde Maßnahme und deren rasche Verwirklichung unter völliger Organisation einander widerstreitender Kräfte und Neuordnung unserer Handelsbeziehungen zum Ausland, insbesonders der Abschluß von Handelsverträgen mit bisher vertragslosen Ländern, ferner die großzügige Erleichterung des Exportkredits — das sind die dringendsten und nächsten wirtschaftspolitischen Aufgaben, von denen zunächst die Sicherung des Bestandes unserer Textilindustrie und schließlich der Wiederaufbau dieses stärksten aller tschechoslowakischen Industriezweige abhängt.

Franz Rehwald.

Einseitig agrarische Handelspolitik

Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage im Bergbau

Im tschechoslowakischen Bergbau dauert die Krise mit unverminderter Heftigkeit an. Obwohl die Zahl der Bergarbeiter in den letzten Jahren stark gesunken ist — seit dem Jahre 1930 wurden 25.630 Bergarbeiter abgebaut —, arbeiten die Belegschaften der Gruben nur an drei, höchstens an vier Tagen in der Woche. Die übrigen Tage sind sie zum Feiern gezwungen. Infolge der vielen Feierschichten hatten die Bergarbeiter im Jahre 1934 einen Lohnverlust von insgesamt 230,000.000 Kč erlitten. Viele Bergarbeiter verdienen oft nicht einmal 100 Kč in der Woche. Sie führen infolgedessen ein wahres Elendsdasein. Zehntausende von Bergarbeitern sind heute von einer Stimmung der

Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung

erfüllt, aber es sind keine Anzeichen für eine Besserung der Lage im Bergbau vorhanden. Die Kohlenausfuhr geht weiterhin zurück und ebenso auch der Kohlenverbrauch im Inland. Einen schweren Schlag erhielt die Kohlenausfuhr nach Deutschland durch das von der Hitlerregierung im heurigen Sommer durchgesetzte neue Kohlenaustauschabkommen. Dieses Abkommen setzt die Kohlenlieferungen nach Deutschland stark herab. Jene Braunkohlengruben, die nach Deutschland exportierten, arbeiten bereits seit Wochen mit vermehrten Feierschichten. Auf dem osteuropäischen, vor allem auf dem ungarischen und österreichischen Kohlenmarkt, wo die tschechoslowakische Kohle früher starke Positionen hatte, wurde sie in den letzten beiden Jahren von der deutschen und polnischen Kohle immer mehr verdrängt. An den Verlusten unserer ausländischen Märkte ist die einseitig agrarisch orientierte Handelspolitik unseres Staates nicht ganz unschuldig.

Der Kohlenverbrauch im Inlande betrug im Jahre 1934 nur mehr 18.8 Millionen Tonnen gegen 27.2 Mill. Tonnen im Jahre 1929. Die Kohlenförderung ist in den letzten Jahren gleichfalls ständig zurückgegangen und betrug im Jahre 1934 10.7 Mill. Tonnen Steinkohle und 15.2 Mill. Tonnen Braunkohle.

Trotzdem der Absatz im Auslande und der Verbrauch der Kohle im Inlande immer mehr zurückgeht, herrscht in allen unseren Kohlengruben eine große Antreiberei und es leiden die Bergarbeiter unter der erhöhten Ausbeutung ihrer Arbeitskraft. Durch diese Antreiberei und durch verschiedene Rationalisierungsmaßnahmen vermochten die Grubenbesitzer ihre Gewinne auch in der Zeit der Krise hochzuhalten.

Um das Los der Bergarbeiter zu erleichtern, wären eine Reihe von Maßnahmen erforderlich, von denen die folgenden am dringendsten erscheinen: Entschädigung der Feierschichten, Einführung der Siebenstundenschicht, Förderung der Kohlenausfuhr durch eine bessere Handelspolitik, Errichtung von Kohlenzwangssyndikaten zwecks gleichmäßiger Aufteilung der Arbeitsmöglichkeiten, Aufhebung der Kohlensteuer, Ermäßigung der hohen Transportkosten für Kohle auf den Bahnen, Erweiterung der Grubeninspektion durch Vermehrung der Zahl der Bergarbeiterinspektoren, Errichtung von obligatorischen Arbeitsvermittlungsstellen und Sicherung der Lohnverträge.

Karl Schmidt.

Sudetendeutsche Metallindustrie hat nichts von Rüstungen

Wenn auch in der allgemeinen Wirtschaftslage und damit auch in der Metallindustrie im Jahre 1935 eine Besserung eingetreten ist, so ist davon in der Metallindustrie in den deutschen Gebieten unseres Staates mit wenigen Ausnahmen, fast überhaupt nichts zu spüren. Die bessere Beschäftigung in der Metallindustrie ist zu einem großen Teil auf die Aufträge für Rüstungszwecke zurückzuführen, doch sind die Metallbetriebe in den deutschen Gebieten daran fast nicht beteiligt. Die Vergabe von Staatsaufträgen an die deutsche Industrie ist sehr mangelhaft und bedarf es aller Anstrengungen, um überhaupt Staatsaufträge zu erhalten. Diese Betriebe, die in ihrer Mehrzahl nur kleine und mittlere Betriebe sind, sind in der Hauptsache mit ihrer Produktion von der Beschäftigung der anderen Industriezweige, wie Bergbau, Textil, Glas, Keramik usw. abhängig. Die schlechte Beschäftigung in diesen Industriezweigen verhindert die Anschaffung neuer Maschinen und nimmt damit der Metallindustrie den Hauptzweig ihrer Beschäftigung. Besonders verheerend sind die Auswirkungen in der Maschinenindustrie, wo ein Teil der Betriebe gänzlich eingestellt wurde und der andere Teil mit reduzierter Belegschaft und verkürzter Arbeitszeit arbeitet. Soweit diese Betriebe noch für den Export arbeiten, wirken sich neben den allgemeinen Exportschwierigkeiten, an denen besonders die einseitige Agrarpolitik mit Schuld trägt, die Konkurrenzkämpfe, selbst innerhalb der inländischen Betriebe aus. Immer mehr macht sich die Verdrängung der kleineren Betriebe bemerkbar, die von den großen Betrieben, mit denen sie den Konkurrenzkampf nicht aushalten, aufgesaugt werden. In den größeren Betrieben ist wohl eine etwas bessere Beschäftigung zu verzeichnen gewesen, doch wurde dieselbe durch einen scharfen Preiskampf, wie dies insbesondere in der Röhrenindustrie der Fall war, bei dem leider auch die Arbeiterschaft Opfer bringen mußte, erzielt. Durch die lange Dauer der Wirtschaftskrise ist ein Teil der Betriebe derartig finanziell geschwächt worden, daß er die notwendigen Mittel für diesen Preiskampf nicht flüssig hat und deshalb auf staatliche Hilfe, die ebenfalls sehr schwer zu erreichen ist, angewiesen ist. Die Politik der Unternehmer und ihrer Verbände, die

ihr ganzes Heil im Abbau der Löhne und in der Entlassung von Arbeitern

gesehen hat, ohne zu sehen, daß damit die Basis, auf der überhaupt eine gesunde Wirtschaftspolitik möglich ist, untergraben wird, hat das übrige dazu beigetragen, daß sich die Verhältnisse so gestalteten. Aus den angeführten Ursachen, die zu dem heutigen Zustand in der Wirtschaft geführt haben, ergeben sich auch die Mittel, die zu halbwegs normalen Verhältnissen führen. Gänzliche Beseitigung des heutigen Zustandes ist bei der Einstellung unserer Unternehmer und bei ihrem Widerstand gegen grundlegende Aenderungen und bei dem heutigen Kräfteverhältnis der Arbeiterschaft unmöglich. Vor allem ist die innere Massenkaufkraft zu heben und ist alles zu unternehmen, um die Arbeitslosen wieder in den Produktionsprozeß einzugliedern. **Höhere Löhne und eine Verkürzung der Arbeitszeit sind wichtige Voraussetzungen für bessere Wirtschaftsverhältnisse. Dazu eine Umstellung in unserer Wirtschaftspolitik, welche darauf Rücksicht nehmen muß, daß wir nur exportieren können, wenn wir auch den anderen Ländern die Möglichkeit geben, ihre Waren bei uns abzusetzen. Der schädliche Einfluß der Kartelle, durch den Betriebe aus reinen Profitinteressen stillgelegt werden können, muß gebrochen und der Arbeiterschaft ein Einfluß auf die Kartelle gesichert werden. In allen Fragen des Wirtschaftslebens ist den Gewerkschaften das Recht auf Mitbestimmung einzuräumen.**

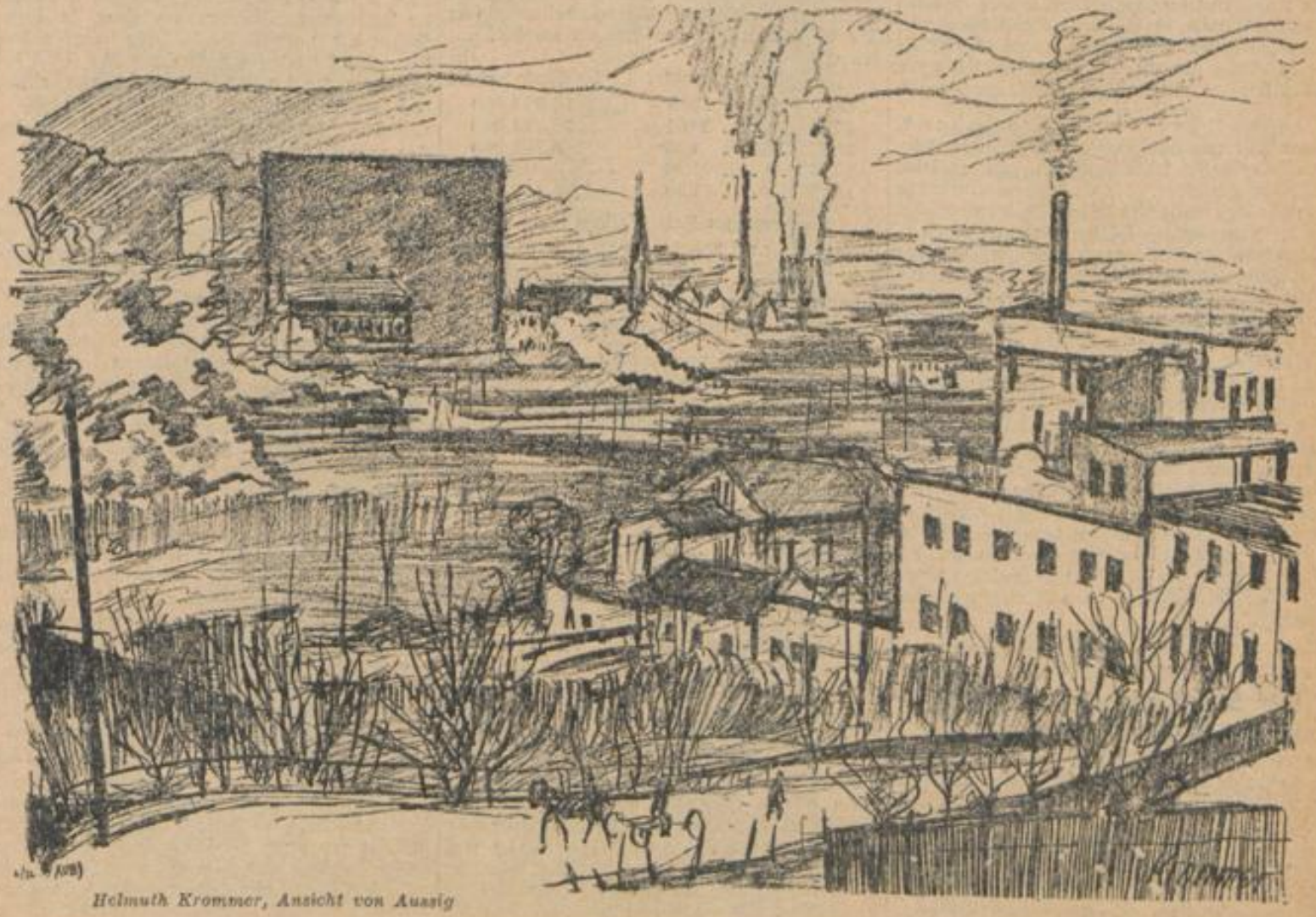
Josef Ladig.

Vorschlag: Exportprämien

Die Haida-Steinschönauer Glasindustrie

hat seit dem Jahre 1933 eine bescheidene, wenn auch von Rückschlägen unterbrochene Aufwärtsbewegung zu verzeichnen. Der Beschäftigungsgrad beträgt jedoch immer noch höchstens 50 Prozent und dieses Faktum bedeutet namenloses Elend für den Großteil der Arbeiterschaft. Tausende Glasarbeiter sind seit mehr als fünf Jahren arbeitslos und gegenwärtig ist keine Aussicht für die Rückkehr eines großen Teiles von ihnen in den früheren Beruf vorhanden. Oeffentliche Arbeiten können mit Rücksicht auf die restlose finanzielle Erschöpfung der territorialen Selbstverwaltungskörper nur in sehr beschränktem Umfange durchgeführt werden und bieten lediglich einer geringen Anzahl Arbeitsloser vorübergehend dürftigen Ersatz für die fehlende Beschäftigung in ihrem erlernten Berufe.

Durch die Weltwirtschaftskrise, die politischen Umwälzungen seit 1929 und die übermäßige Berücksichtigung agrarischer Interessen in



Helmuth Krommer, Ansicht von Aussig

der Tschechoslowakischen Republik sind wichtige Absatzgebiete verlorengegangen. Süd- und Osteuropa scheiden infolge der Devisenschwierigkeiten aus, desgleichen Deutschland und neuerdings Italien, die Ausfuhrmöglichkeiten nach Frankreich können mit Rücksicht auf die engherzige Kontingentpolitik gegenüber der Tschechoslowakei nicht ausgenützt werden usw. Da in den Clearingländern, besonders in Italien, gewaltige Summen eingefroren sind, fehlt es vielfach an Betriebskapital.

Wenn nicht bald eine entscheidende Wendung in der Wirtschaftspolitik eintritt, kann mit einer nennenswerten Besserung in der nächsten Zeit nicht gerechnet werden. Nötig für eine Belebung des Exportes — 95 Prozent der Produktion müssen ausgeführt werden — ist zunächst eine allgemeine Hebung der Lebenshaltung der Bevölkerung, um durch vermehrten Importbedarf heute vielfach fehlende Voraussetzungen für den erfolgreichen Abschluß von Handelsverträgen und Kompensationsabkommen zu schaffen. Um leistungsfähigen, aber kapitalschwachen Unternehmungen Betriebskapital zuzuführen, wäre die Durchführbarkeit der Umwandlung eingefrorener Forderungen in den Clearingländern in Anleihen an die Schuldnerstaaten zu prüfen, weil die Belehnung dieser Forderungen durch die öffentlichen Geldinstitute Mängel aufweist und die Zinsen oft den erhofften Gewinn übersteigen. Die untere Grenze für den Escompte von Exportwechseln durch die Nationalbank müßte auf 2000 Kč herabgesetzt werden, da der Mindestbetrag von 5000 Kč vielfach zu hoch ist.

Um die Anpassung an die heute in der ganzen Welt beschränkte Kaufkraft zu erleichtern, wäre sogar die Einführung von Exportprämien zu erwägen, wenn auch die Bedenklichkeit dieses Mittels nicht bestritten werden soll. Schließlich müßte mit staatlicher Hilfe die intensivste Bearbeitung der heute noch sehr unvollkommen erschlossenen überseeischen Absatzgebiete, welche im wirtschaftlichen Aufstieg begriffen sind, betrieben werden.

Otto Wallek.

Kartelle verursachen Arbeitslosigkeit

Die wirtschaftliche Lage in der Papierindustrie ist gekennzeichnet durch die Wirksamkeit der Kartelle. Jeder Zweig der Papier-, Zellulose-, Holzstoff- und Pappenindustrie ist kartelliert. Alle Kartelle haben sich bisher nur als Profitschutzeinrichtung bewährt. In wichtigen Wirtschaftsfragen, wie z. B. in der Frage der Exportförderung und Exportorganisation haben sie versagt. Hingegen wurden infolge der durch die Kartellfrage geschaffenen Rechtsverhältnisse eine ganze Reihe von Betriebsstillegungen ermöglicht. Seit 1930 wurden nicht weniger als zwölf Fabriken dadurch stillgelegt, daß deren Inhaber das inländische Absatzkontingent an andere Fabriken verkauften. Ueber 2000 Arbeiter wurden dadurch dauernd brotlos gemacht, während die Inhaber der stillgelegten Fabriken Millionenbeträge für die verkauften Kontingente erhalten. So hat z. B. die Papierfabrik Franzenstal 159 Arbeiter dauernd arbeitslos gemacht (seit April 1930), sie zahlt den Arbeitern keinen Heller, erhält aber jährlich über eine Million für ihre verkauften Kontingente. Die Papierfabrik Přibyslavice, welche 280 Arbeiter arbeitslos gemacht hat, nimmt jährlich sogar 2.4 Millionen an Kontingententschädigungen ein.

Gegen diesen barbarischen Zustand, gegen diese rein aus spekulativen Gründen vorgenommenen Betriebsstillegungen gibt es keine gesetzliche Handhabe. Die Stillegungsverordnung kam für diese Fälle viel zu spät. Und doch drängt sich die Frage auf, ob sich der Staat die aus diesen spekulativen Stillegungen erwachsenden Kosten noch länger gefallen lassen kann. Die koalierten freien Gewerkschaften, der Fabrikarbeiterverband und der Svaz dělnictva lučebního haben daher bei den zuständigen Regierungsstellen beantragt, bei der kommenden Novellierung des Kartellgesetzes auf diesen Zustand Rücksicht zu nehmen und dafür Sorge zu treffen, daß jedweder Verkauf von Absatzkontingenten zum Zwecke von Betriebsstillegungen unmöglich gemacht wird. Darüber hinaus wurde ein Numerus clausus und ein Zwangssyndikat unter Aufsicht und Kontrolle des Staates und unter Mitwirkung der Gewerkschaften und Genossenschaften beantragt. Dieser Antrag hat die planmäßige Organisation der Produktion und des Absatzes zum Ziel und damit die restlose Beschäftigung aller Arbeiter und aller Betriebe.

Franz Dinnebier.

Der Stand der Beschäftigung in der Tschechoslowakei

Bei allen Erwägungen über den Zustand der tschechoslowakischen Wirtschaft wird stets von der Zahl der Arbeitslosen ausgegangen, wobei aber oft die Zahl der Beschäftigten übersehen wird. Einen gewissen Rückschluß auf den Umfang der Beschäftigung in der Tschechoslowakei geben die Ziffern der Zentralsozialversicherungsanstalt, die allmonatlich die Durchschnittszahl der Versicherten errechnet und veröffentlicht. Nachstehend geben wir einen Vergleich der Jahre 1934 und 1935:

	1934	1935
Jänner	1,558.901	1,626.299
Feber	1,620.776	1,642.408
März	1,724.172	1,681.991
April	1,883.261	1,832.879
Mai	2,028.017	1,976.378
Juni	2,030.229	2,047.508
Juli	2,012.018	2,082.051
August	1,983.812	2,065.547
September	1,956.368	2,056.261
Oktober	1,993.998	2,069.013
November	1,994.356	—
Dezember	1,770.043	—

Daraus geht also hervor, daß nur im Monat März die Zahl der Beschäftigten kleiner war als im Vorjahr, während in allen anderen Monaten des Jahres 1935 die Zahl der Beschäftigten größer ist als im gleichen Monat 1934.

Um einen weiteren Vergleich zu ermöglichen, führen wir an, daß die durchschnittliche Anzahl der Versicherten betrug: im Oktober 1931 2,414.209, im Oktober 1932 2,132,342, im Oktober 1933 2,007.156, im Oktober 1934 1,993.998 und im Oktober 1935 2,069.013. Man sieht also, daß die Zahl der Versicherten bzw. Beschäftigten im Oktober 1935 größer ist als im gleichen Monat 1933 und 1934, kleiner aber als 1932 und bedeutend kleiner als 1931.

Wie sieht es im Niederland aus?

Die Not im Schluckenauer Gebiet

Das nordböhmische Niederland, das die Bezirke Rumburg, Warnsdorf und Schluckenau umfaßt, gehörte einst zu den bestbeschäftigten Zentren der Textilindustrie. Wir wollen heute eine Darstellung der Verhältnisse bringen, wie sie in einem Teilgebiet des Niederlandes, im politischen Bezirke Schluckenau liegen. Der politische Bezirk Schluckenau beherbergte neben der Textilindustrie vor allem die Kunstblumen-, die Messer- und die Sparterieindustrie. Diese Fabrikationszweige liegen heute ganz oder teilweise unter den Auswirkungen der Krise darnieder.

Die Textilindustrie

Die Textilindustrie, die vor allem im Schluckenauer Gerichtsbezirke einstmals große Betriebe besaß, ist heute auf eine geringe Anzahl von Unternehmen zusammengeschrumpft. Die Zahl der Beschäftigten beträgt noch einen Bruchteil derjenigen vor Eintritt der Krise. In einer Reihe von Betrieben, in denen noch gearbeitet wird, herrscht ein solcher Terror, daß gerade diese Betriebe zu den Bruststätten der Henleinbewegung gehören. Wir brauchen nur an die Betriebe der Firma W. Weber denken, in denen es keine freigewerkschaftliche Organisation gibt, bei denen auch kein Arbeiter aufgenommen wird, der freigewerkschaftlich organisiert ist. Doch auch die geringe Zahl der heute noch Beschäftigten hat drückend unter der Not zu leiden. Die Löhne werden abgebaut, es reicht kaum mehr zum Notwendigsten. Alle Bemühungen, auch für das Niederland die Verbindlichkeit der Kollektivverträge durchzusetzen, sind bisher gescheitert. So können bei der Angst und Sorge des Arbeiters um seinen Arbeitsplatz heute die Unternehmer willkürlich ihre Löhne festsetzen.

20 Heller Stundenlohn

Ganz besonders kraß liegen die Verhältnisse in der Kunstblumenindustrie. Diese Industrie, die im Hainspacher Gerichtsbezirke einmal tonangebend war, die tausende Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigte, weist einen bedeutenden Rückgang auf. Die Kunstblumenindustrie ist eine ausgesprochene Exportindustrie und schon im alten Oesterreich gingen 80 Prozent der Erzeugung ins Ausland. Die Lage dieser Industrie verschärfte sich dadurch, daß 90 Prozent dieser Industrie des alten Oesterreichs auf tschechoslowakischem Gebiete sich befinden. Einige Ziffern sollen uns den Rückgang dieser Industrie zeigen: Die Gesamtausfuhr der fertigen Kunstblumen betrug

	Zentner	im Werte von Kč
1930	1348	15,243.000
1931	1051	12,744.000
1932	633	8,761.000
1933	396	4,612.000
1934	530	5,458.000

Diese wenigen Zahlen zeigen den katastrophalen Rückgang der Erzeugung. Auch die Ausfuhr an Kunstblumenbestandteilen ging von 5929 Zentner im Jahre 1930 auf 3460 Zentner im Jahre 1934 zurück.

Ein noch viel unerfreulicheres Kapitel ist die Lohnfrage. Der größte Teil der beschäftigten Blumenarbeiter ist Heimarbeiter. Von ca. 4000 Blumenarbeitern und Arbeiterinnen dürften etwa 1500 in Fabriksbetrieben arbeiten. Die Heimarbeiter sind das beste Ausbeutungsobjekt der Blumenerzeuger. In 14- bis 16stündiger täglicher Arbeit, bei der meist die ganze Familie mithelfen muß, verdienen diese Heimarbeiter nicht einmal so viel im Monat, um die Krankenversicherungspflicht zu erreichen. 40 bis 50 Kč Lohn in der Woche bei 70- bis 80stündiger Arbeitszeit ist fast Regelmäßigkeit. Die Heimarbeiterinnen bekommen kaum mehr als 20 Heller, manchmal auch weniger Stundenlohn.

Bei dem Anfang des heurigen Jahres geführten Lohnkampf kam die Idee der Volksgemeinschaft klar zum Ausdruck. Die Unternehmer, die alle zu den eifrigsten Anhängern des Stammesführers Konrad Henlein gehören, lehnten die Vorschläge der Gewerkschaften auf Verbesserung der Lohnverhältnisse rundweg ab. Auch die Herausgabe sogenannter Richtlinien, im Einvernehmen zwischen Behörde, Unternehmer und Gewerkschaften änderten an diesen furchtbaren Zuständen nichts.

Die Nixdorfer Messerindustrie

die einstmals ein bedeutender Industriefaktor dieses Gebietes war, zählte heute kaum mehr mit. Die Beschäftigungsverhältnisse sind derart trostlos, daß man nur noch von einem Vegetieren dieser Industrie sprechen kann.

Auch der vierte Industriezweig,

die Spaterieerzeugung

die in Alt-Ehrenberg einmal einige tausend Arbeiter beschäftigte, ist heute fast vollständig verschwunden. Spaterieware, die sind Erzeugnisse aus gewebten Holzschienchen, die ein flechtartiges Gewebe ergeben, das den Strohmatten sehr ähnelt. Es gab in Alt-Ehrenberg fast kein Haus, in dem nicht Spaterie erzeugt wurde. Doch auch diese Industrie, die Exportindustrie war, teilte das Schicksal vieler Industriezweige. Die Ehrenberger Erzeugnisse, die in aller Herren Länder ausgeführt wurden, wurden mit einem Male von der japanischen Konkurrenz verdrängt, die bedeutend billiger verkaufte und so das Schicksal der Ehrenberger Spaterieindustrie besiegelte. Heute gibt es von den ehemaligen 4000 Arbeitern und Arbeiterinnen noch 17 Hilfsarbeiter, die in der Spaterieindustrie arbeiten. Damit ist ein Industriezweig, der einem ganzen Ort seinen Charakter und seinen Ruhm verlieh, aus der Geschichte verschwunden und die Arbeiter müssen entweder umlernen und andere Beschäftigung aufsuchen, die sie heute fast kaum finden, oder stempeln gehen.

Da fast alle Industriezweige dieses Gebietes Exportindustrien sind, haben sie von allem Anfang unter den Schlägen der Wirtschaftskrise gelitten.

Einige Ziffern über die Arbeitslosigkeit

seien hier angeführt, um zu zeigen, wie schwer die Krise auf diesem Gebiete lastet: der Bezirk hat ca. 51.000 Einwohner, von denen im Jänner d. J. 9529 arbeitslos gemeldet waren. Davon bezogen 5778 die Ernährungskarten. Im November betrug die Zahl der Arbeitslosen immer noch 7724, davon 4614 Ernährungskartenbezieher. Der Rückgang ist auf eine etwas bessere Beschäftigung in der Textilindustrie und in der Blumenindustrie zurückzuführen. Trotz alledem wirkt sich diese Besserung fast gar nicht aus und vor allem die Arbeiterorganisationen verspüren in ihren Reihen davon nichts. Es ist heute schon so, daß die „Roten" fast keine Beschäftigung mehr bekommen und einem ungeheuren Terror ausgesetzt sind.

Die furchtbare Not dieses Gebietes kommt klar zum Ausdruck in den

Berichten der Schulärzte,

die über die Untersuchungen in den Schulen ausgegeben wurden. So schreibt der Schularzt in Zeidler über die erschreckende Not der Kinder folgendes:

„Die letzten Eintragungen in den schulärztlichen Gewichtstabellen der Gemeinde Zeidler enthüllen ein kaum faßbares Kinderelend, wie es aus einem anderen Orte Nordböhmens bisher wohl nicht bekannt geworden ist. Von den 152 Kindern, welche die Schule besuchen, sind 103 oder 68 v. H. unterernährt und unter ihnen am stärksten die Kleinsten. Im 1. und 2. Schuljahre wurden von 52 Kindern 42 unterernährte oder 81 v. H. festgestellt, im 3. und 4. Schuljahre von 58 Kindern 39 oder 67 v. H., im 5. bis 8. Schuljahre von 42 Kindern 22 oder 52 v. H. Im 7. und 8. Lebensjahre wiegen Kinder nur 16.5 bis 17 Kilo, im Alter von 9 und 10 Jahren 25, 27 und 29 Kilo.

Viele Kinder kommen ohne Vormittagsbrot in die Schule, in der sie fleißig lernen und das Lehrziel erreichen sollen, obgleich sie nicht einmal die körperlichen Voraussetzungen hiefür erfüllen können. Mit großem Appetit verzehren sie die Brotstücke, die sie von anderen Kindern bekommen oder die sie nach der Schule da und dort als „vergessen" finden.

Die Gemeinde Zeidler gehört zu den ärmsten Gemeinden des Bezirkes, von den zwei dort ansässig gewesenen Betrieben ist einer stillgelegt und der andere nach Nixdorf verlegt worden, so daß die Arbeiter von Zeidler auswärts ihr Brot verdienen müssen. Obzwar der Vorsteher von Zeidler, der Gen. Rösler, ständig um Hilfe bemüht ist, bleibt angesichts der ungeheuren Not alles nur Stückwerk.

Auch der Bericht des Schluckenauer Schularztes zeigt die fortschreitende Verschlechterung des Gesundheitszustandes der Kinder auf. Bei den Untersuchungen im heurigen Jahre wurden von 880 Kindern nur 125 als gesund befunden, d. i. 14.4 Prozent, während 330 Kinder oder 37.7 Prozent unterernährt waren. Die perzentuellen Ziffern des Vorjahres waren 16.3 Prozent gesund und 33.5 Prozent unterernährt. Von 406 Kindern, die gewogen wurden, haben 61 Prozent der Kinder Untergewicht. Auch hier eine bedeutende Verschlechterung gegenüber dem Vorjahre. **Viele Kinder kommen ohne Frühstücksbrot zur Schule und haben auch kein ordentliches Mittagessen.**

Aehnliche Berichte können aus fast allen Gemeinden des Bezirkes gebracht werden. Es ist kaum verwunderlich, wenn unter solchen Umständen ernste Gefahren für die junge Generation der Arbeiterklasse heraufbeschworen werden. Angesichts dieses trostlosen Kinderelends tut dringende Hilfe not.

Ein Wort muß allerdings auch über

das Verhalten unserer Behörden

gesagt werden, die nur sehr wenig beitragen, den demokratischen Geist unserer Menschen zu stärken. Anzeigen wegen Uebertretung der Arbeitszeit werden monatelang nicht erledigt und selbst Anzeigen beim Ortsgendarmen sind fruchtlos. Die Gendarmerie, die aufgefordert wurde, zu kontrollieren, wie lange in einigen Betrieben des Gebietes Niedereinsiedel-Hilgersdorf gearbeitet wird, soll dieser Aufforderung noch heute nachkommen. Es haben Verhältnisse Platz gegriffen, die kaum mehr zu überbieten sind. Es gibt Menschen, die bei Tage zu Hause sitzen und nachts arbeiten, ohne daß auch nur einmal kontrolliert würde. Hunderte Arbeiter sind nicht in der Krankenversicherung angemeldet. Eine Kontrolle ist nicht möglich oder wird auch nicht durchgeführt. Diese Zustände führen dazu, daß der Unternehmer sich jede Willkür erlauben kann. Es gibt in diesen kleinen Betrieben, und der größte Teil der Menschen arbeitet in solchen, keine Organisationen und wenn schon hin und wieder ein freigewerkschaftlich Organisierter darunter ist, so kann er aus Angst um seinen Arbeitsplatz sich nicht rühren. Das ist durch

die Volksgemeinschaft Konrad Henleins

nicht besser, sondern noch schlechter geworden. Die Unternehmer führen die Volksgemeinschaft praktisch durch „Der Arbeiter ist für mich da und ich für den Arbeiter". Nur daß der Arbeiter schuften muß und ausgebeutet wird bis aufs Blut und der Unternehmer den Profit hat. Der Arbeiter will aber heute ausgebeutet werden, denn es ist die einzige Möglichkeit, einige Wochen Arbeit zu haben. Was es unter diesen Verhältnissen bedeutet, doch noch für die Partei als Gemeindevertreter, als Vertrauensmann tätig zu sein, kann man nur ermessen, wenn man all diese Dinge miterlebt. Wohl geht langsam, aber nur allzu langsam, auch durch die Reihen der Henleinanbeter eine Ernüchterung, daß aber unsere Vertrauensleute draußen in den Orten dem ganzen Ansturm der Gegner standzuhalten haben, zeigen uns tägliche Beispiele. Und doch sehen wir immer wieder, daß unsere Funktionäre auf der Wacht sind.

Zum Schluß muß man sagen, die Not, so groß sie ist, sie ist nicht restlos in den Folgen der Krise begründet, sie ist vor allem auch zurückzuführen auf die schrankenlose Ausbeutung. Den Ausgebeuteten, den Arbeitslosen, den Hilfesuchenden kann nicht helfen die Volksgemeinschaft mit dem Unternehmer, der das letzte aus ihnen herauspressen will, sondern der Zusammenschluß und der Kampf aller arbeitenden Menschen. Helfen kann eine bessere Weltordnung, wenn sie sich zusammenfinden im unermüdlichen, rastlosen und siegessicheren Kampf um den Sozialismus.

hw.

Baťa gegen Finanzminister

Zwischen der Firma Baťa und dem Finanzministerium ist ein Konflikt entbrannt, in dessen Verlauf Baťa zur teilweisen Einschränkung des Betriebes gegriffen hat. In ihren Informationen für die Presse verweist die Firma darauf, daß durch die massenhaften Dekrete und Anfragen der Finanzämter, welche binnen wenigen Tagen in Zlin einliefen, die Arbeit der leitenden Personen lahmgelegt und zum Teil für Wochen mit Beschlag belegt wurde. Die Folge davon sei ein bedenkliches Sinken der Beschäftigung und die Gefährdung der Arbeiter und Angestellten gewesen. Zum Schluß heißt es in der Erklärung: „Die Angelegenheiten, um die es sich handelt, werden nicht nur durch Worte entschieden. Um uns selbst fürchten wir nicht. Wir finden unseren Weg aus diesen Schwierigkeiten. Unser Hinweis zielte darauf hin, die Oeffentlichkeit über die Maßnahme zu informieren, die das Unternehmen und Wirtschaftsleben im ganzen Staat bedrohen, die zu einer Vergrößerung der Arbeitslosigkeit sowie zu einer Minderung der Arbeiter- wie auch Staatseinnahmen führen, in einer Zeit, in welcher wir uns alle bei einer verständigen und gerechten Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zu besseren Zeiten durcharbeiten könnten.

„Das größte Phänomen im Weltall"

Zu Konrad Heidens Hitler-Biographie*)

Konrad Heiden, der eine ausgezeichnete Geschichte des Nationalsozialismus geschrieben und dann eine, nicht mehr auf derselben Höhe zeitgeschichtlicher Forschung stehende, aber lesenswerte Schilderung der „Geburt des Dritten Reiches" publiziert hat, wagt sich nach diesen Vorarbeiten an das schwerste Problem heran, das Soziologie, Psychologie und Historiographie — die diese beiden vereinen muß — in unserer Epoche vorfinden, an das Problem Hitler.

Es sei vorweg gesagt, daß er es nicht löst. Er rollt es kaum in seinem ganzen Umfang auf. Das Wesentliche bleibt Rätsel und es wird nicht einmal gesagt, wie viel von ihm dunkel ist; das ist vielleicht der stärkste Einwand, den man gegen die Biographie erheben kann. Indem sie vorgibt, das Bild des deutschen Diktators zu entschleiern, und sich und den Lesern nur in einzelnen Punkten Rechenschaft über die nicht zu durchdringende Tiefe, den nicht zu bewältigenden, im Nebel verschwimmenden Umfang der Aufgabe ablegt, täuscht sie eine Antwort vor, wo eine Frage an kommende Geschlechter steht, eine Frage, die wohl erst jene beantworten werden, denen die Lösung nicht nur auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung, sondern auch auf dem der Geschichte gelingt.

Das Psychologische

Konrad Heiden geht, wie die meisten Biographen, bei denen Emil Ludwig Schule gemacht hat, seinen „Helden" vor allem von der psychologischen Seite an. So beliebt das Verfahren heute ist, so schwere Bedenken kann man dagegen erheben, denn die psychologische Tiefenforschung führt oft in ein Labyrinth, während die solide alte Methode einem wenigstens ein rundes Bild der Fassade und des Umrisses einer Erscheinung vermittelte, wenn sie schon nicht in die Tiefe vordringen konnte. Es finden sich bei Heiden also viele psychologische Deutungen: Hitler, der die Realschule ohne Reifezeugnis verlassen hat (der Biograph müßte übrigens die Jugendgeschichte Hitler-Schicklgrubers ebenso wie seine merkwürdigen Familienverhältnisse doch gründlicher untersuchen und schlüssiger aufhellen können, als dies Heiden gelingt), Hitler, den die Kunstakademie ablehnt, ist ein „früh Gescheiterter". Aber ist Aehnliches nicht wirklich großen Männern auch geschehen? Helmholtz ist im Gymnasium durchgefallen, Rilke bekam Nichtgenügend aus Deutsch, Napoleon flog zweimal aus der Armee, der alte Moltke begann als nirgends heimisch werdender Dilettant seine Laufbahn, Bismarck war als Beamter zweimal gestrandet und als Abgeordneter fast ausgepfiffen worden, als Putschist verunglückt und beinahe auch als Diplomat, ehe ihm der große Sprung gelang. Hitler hat ein „nichtsnutziges Talent", er ist der „Illusionsbürger". Das ist alles richtig, dies und viel mehr; aber all das erklärt ihn nicht und nicht seine Erfolge. Sicher ist er eine problematische Natur („die beiden Hitler" heißt ein Kapitel bei Heiden), aber das waren fast alle großen Männer, neben denen er doch klein wirkt, weil seine Problematik keine übermenschlichen Dimensionen hat, weil er weder im Guten noch im Bösen wirklich groß erscheint.

Und warum wirkt er trotzdem? Heiden sucht diese Wirkung des „größten Massenerschütterers der Weltgeschichte" mannigfach zu erklären. Wieder stimmt vieles und doch bleibt ein Rätsel übrig.

Von der psychologischen Seite scheint mir Otto Strasser das Problem Hitler noch am schärfsten erkannt zu haben, wenn er den „Führer" eine Frau nennt. Das ist nicht grob materiell-sexualogisch zu verstehen. Was das Materielle seines Eros betrifft, so tappen alle Enthüller und Biographen im Dunkel, auch Heiden kann nur Details mitteilen, die im übrigens schwer zu überprüfen sind. In seinem seelischen Verhalten aber hat Hitler entschieden Züge, die der Charakterologe weiblich nennen wird. Sein Instinkt, seine Hysterie, das triebsichere Verhalten gegenüber der Masse, das Fehlen jeder männlich-geistigen Logik, die traumwandlerische Sicherheit, die sich nach Schwanken, nach Weinkrämpfen, nach Intrigen plötzlich einstellt, das sind charakterologisch sicher weibliche Züge. Sein Verhältnis zu den Freunden, zur Masse, zum Gegner, ist so eher zu erklären, als wenn man ihn als Mann nimmt und an Männern mißt. Man müßte daher zum Vergleich nicht Cäsar, Sulla, Cromwell, Napoleon, Bismarck, nicht Mussolini, Stalin, Kemal heranziehen, sondern Katharina II., die Pompadour, Cleopatra. Das wäre ein Weg; es ist schwer zu sagen, ob er weiter führt, als der Heidens.

Die Physiognomie

Das ist ja wohl das größte Rätsel an IHM. Die stärksten Einwände gegen Gesicht und Haltung verblassen vor der Photographie, die erbarmungslos etwas entschleiert — aber was? — nun etwas, das nicht da ist! Heiden brauchte hier nur aufzunehmen, was Weigand von Miltenberg im „Adolf Hitler-Wilhelm III." darüber gesagt hat. Und doch bleiben wir wieder stecken. Denn was vielen am Gesicht des „Führers" auffällt, was sie in ihm vermissen, was sie abstößt oder zum Lachen reizt, aufs tiefste erschrecken läßt oder es ihnen unmöglich macht, das oft geschaute Gesicht länger als eine Minute im Gedächtnis zu behalten (nämlich das leibhaftige Gesicht, nicht nur Bärtchen und Stirnlocke, die Anhaltspunkte der Karikaturisten!), das scheint Millionen zu begeistern, zu überzeugen, scheint Millionen nicht zu fehlen, scheint eine Nation bezwungen zu haben. Die Wirkung des Gesichts auf die Masse, das ist das eine ungelöste Geheimnis neben dem andern, was dieses Antlitz spiegeln soll oder spiegeln will. Eine Entwicklung ist übrigens da, auf die der physiognomisch vorgehende Biograph Rücksicht nehmen sollte. Zwischen 1922 und 1932 hat sich das weiche, breitige, auch im Augenblick wandelbare Gesicht augenscheinlich, soweit die gestaltlose Masse das zuläßt und überprüfbar macht, in den Hauptzügen geändert.

Es bleibt ein Rätsel trotz alledem, und nichts Männliches ist ihm an die Seite zu stellen, sondern wieder wäre der Vergleich nur möglich mit so vielen Frauengesichtern, vor denen man sich staunend fragt: was hat sie unüberwindlich, begehrenswert, zum Zauber ihrer Epoche gemacht, wie sah denn die Frau überhaupt aus, die dieses Gesicht als Maske trug? (Man versuche es bei Katharina II.!)

Der Mann und die Zeit

Die besten Teile in Heidens Buch sind die soziologischen. Er schreibt da zwar seine früheren Bücher aus, aber das schadet dem neuen nicht. Zur Erklärung des Nationalsozialismus, zur Aufklärung über die beiden grundverschiedenen Schichten, die sich im Nationalsozialismus zu einer äußeren Einheit verbinden, hat Heiden sehr viel beigetragen. Auch jetzt bemüht er sich, Hitler aus seiner Zeit, aus der Bewegung zu erklären, das geschichtliche Rohmaterial zu schildern, aus dem das Dritte Reich gebaut wurde. Kleinbürger, Deklassierte, Arbeitslose, Industrielle, Junker, Generäle marschieren auf und haben ihren Platz im Bilde der Epoche. Aber wieder bleibt die Frage: warum führt gerade Hitler diese kunterbunte Bewegung? Daß er dem Kleinbürger und dem Gestrandeten aus der Seele spricht, ist ohne weiteres zu glauben. Aber gerade die aktivsten und gläubigsten Elemente der NSDAP. hätten doch vor ihm fliehen und sich zu Gregor Strasser schlagen müssen; gerade die Industriellen und Generale hätten Hitler durchschauen können und es ist schwer einzusehen, warum sie nicht mit Göring gehen. Er schlägt vielleicht die Brücke von einem Lager zum andern, er ist im Streit der Cliquen der Vermittler, er ist so schwach, daß alle Stärkeren ihn ertragen können. Es gibt viele Erklärungen, Heiden sucht sie und macht manche glaubhaft, aber wieder bleibt das Problem selbst unklar. Denn andere Epochen sahen andere Lösungen und andere Länder auch. Mussolini wächst aus ganz ähnlichem sozialen Boden und ist doch kein Hitler.

Der Zufall

Augenscheinlich spielt, das wird man in diesem Jahrhundert noch lernen müssen, der Zufall doch eine größere Rolle in der Geschichte, als das rechnende und systemisierende 19. Jahrhundert wahrhaben wollte. Es war vielleicht nur ein Zufall, daß die deutsche Arbeiterbewegung in den sechziger Jahren marxistisch und nicht lassalleanisch wurde. Ein brandroter Frauenschopf, der Lassalle toll machte, eine winzige, damals und noch lange unsichtbare und unbekannte Mikrobe in der Hirnrinde des genialen Führers, die Pistolenkugel eines walachischen Bojaren — und ausgelöscht ist der Zauber, der vielleicht stärker gewesen wäre als alle Kraft der Gedanken, die aus dem Londoner Exil von Marx und Engels auf den Kontinent strömte. Vielleicht, sage ich; es lohnt sich jedenfalls, derlei Fragen heute zu überprüfen. Daß Gregor Strasser in entscheidender Stunde durch die Berliner Weinstuben bummelt, statt nach der Macht zu greifen, daß Schleicher die Minuten nicht nützt, daß an der Feldherrnhalle Hitlers Nebenmann fällt, er aber mit verrenktem Arm zur Flucht imstande ist, die ihn rettet, während die Kameraden noch kämpfen und bluten, das sind Zufälle, die Helden sehr hoch einschätzt; und wahrscheinlich gibt es ihrer viele in der Geschichte Hitlers.

Das Rätsel bleibt

Der Mann mit dem Gesicht, das keines ist, der Mann mit der typischen Halb-Bildung, mit der Monomanie des aufgeregten Kleinbürgers, der Mann mit dem Charakter einer Diva oder Courtisane, der Mann ohne Entschluß, der Mann, der ein fürchterliches Deutsch schreibt und banale Reden hält, der Mann mit der nichttönenden Stimme — man könnte die Reihe beliebig lang fortsetzen — hat doch Weltgeschichte gemacht. Er hatte Erfolg und es bleibt ein Rätsel, warum er ihn hatte. Immer wieder fragt man sich: warum nicht Göring, Goebbels, Strasser, Darré, Röhm, Rosenberg — jeder andere wäre als Diktator eher vorstellbar, warum gerade ER?

Er hat eine Begabung, die nicht in Frage steht: er ist das größte propagandistische Talent der Epoche. Heiden nennt Goebbels, vermutlich mit Recht, nur den Schüler Hitlers. Aber daß man mit diesem Talent allein Geschichte machen und mehr sein kann als ein Trommler, ist doch neu und erstaunlich.

Die Persönlichkeit in dieser Zeit

Will man es erklären, rationalistisch erklären, so muß man diese Zeit wohl noch gründlicher analysieren. Dann kommt man nicht aus mit der Soziologie des Kleinbürgers und der Analyse der verfaulenden bürgerlichen Gesellschaft. Dann muß man das Problem untersuchen, wie in dieser Spätzeit des Abendlandes das Denken der Menschen zustande kommt. Man muß die geistigen Großmächte, die großen Gifte dieser Zeit in ihrer umfassenden Wirksamkeit begreifen: Druckerschwärze, Zeitungspresse, Film, Reklame, Kulturmache, Vereine und Zirkel, Apparate und anonyme Mächte, den ganzen komplizierten Mechanismus gesellschaftlichen Denkens und einer atomisierten Kollektivität muß man durchforschen, um zu verstehen, daß es in dieser Zeit wahrscheinlich ein ganz tiefsinniger Zufall ist, wenn wirklich eine Persönlichkeit erkannt wird, daß es aber die Regel ist, wenn Dutzendprodukte zu Persönlichkeiten gestempelt werden. Sie sind ja nur der materielle Punkt, an den eine Legende anknüpft. Phantasmagorien, Gespenster, Luftgestalten, die aus dem Gerücht, der Zeitungslüge, der Reklamenotiz, dem Gebot irgendeines Apparates entstehen, hängen sich an einen Menschen an und er wird groß, viel viel größer als er selbst ist.

Ist Hitler Hitler?

Und das ist vielleicht das Problem Hitler, ein Problem, dessen Monographie noch zu schreiben ist: ist Adolf Hitler wirklich Adolf Hitler? Man müßte ein Nestroy sein, um diese Frage auch nur richtig aussprechen zu können; er hat etwas geahnt, als er den Holofernes den Wunsch aussprechen ließ, einmal zu wissen, wer stärker sei: „i oder i".

Es gibt also einen früh gescheiterten Realschüler und Gelegenheitsarbeiter Adolf Hitler-Schicklgruber aus Braunau am Inn, der heute von fünfhundert Millionen zeitungslesender Menschen für den Führer und Reichskanzler Adolf Hitler gehalten wird und selbst glaubt, er sei es. Aber sind das nicht zwei Männer, die nur sehr wenig miteinander gemeinsam haben? Ist das nicht purer Zufall, daß sich an den Mann aus Braunau die Legende anhängte, daß er wuchs und wuchs, weit über sein vorgesteckes Maß hinaus? Was von den Gedanken, die er schreibt, was von den Reden, die er hält, was von den Dingen, die man ihm nachsagt, von ihm erhofft, befürchtet, behaupten kann, ist sein Eigentum, was daran ist eine Kollektivarbeit der Hintermänner, Helfer, Freunde, des Apparats, des Publikums, der Zeitgenossen und Gegner?! Weiß man auch nur, ob er die Rolle gut spielt, täuscht uns nicht auch darüber die Kritik, die Presse, unser eigenes, längst getrübtes Urteil?

Wenn man Hitler für Hitler hält, bleibt bedeutend an ihm die seherische Gabe, die ihn voraussehen ließ, was die gelehrten Soziologen nicht kommen sahen, den ganzen Kladderadatsch von 1930 bis ad Kalendas Graecas... Dann bleibt bedeutend an ihm die Kunst der Propaganda, die Seelenmassage. Aber ist auch nur das von ihm, ist es ihm nicht zufällig angedichtet, zugeflogen, angehängt?! Ein Abgrund des Zweifels öffnet sich immer wieder, wenn man das Bild des Mannes an seiner Rolle, sein Wirken an seiner Figur mißt.

Einer seiner Lobredner hat ihn das „größte Phänomen des Weltalls" genannt. Er ist es, wenn auch in anderem Sinne als jener es meinte. Und vielleicht hängt das Schicksal wenigstens des Erdballs davon ab, ob man das Phänomen wird enträtseln können. Aber dann wird man sich schon fragen müssen, was in dieser Zeit vom lebendigen Menschen noch übrig blieb und was Fetisch, was Produkte eines verherrten Mechanismus ist, der Persönlichkeiten, Ereignisse, Ideen produziert, Glück und Unglück, Tod und Geburt, ein riesiger Götze, der sich in Adolf Hitler nur am sinnfälligsten und furchtbarsten offenbart.

Emil Franzel

*) Konrad Heiden: Hitler. Das Leben eines Diktators, Europa-Verlag, Zürich.

Gefangene

Jeden Morgen singt uns ein Vogel
Kiwit, kiwit,
er umkreist uns schimmernd und steigt
und flieht.

Bang hör ich meinen Namen rufen,
so weit, so weit,
Vogel singt das düstere Lied
dieser Zeit.

Wir hacken die Erde und graben
hinab, hinab.
Vielleicht kreiset der Vogel bald
über ein Grab.

Flügellahm hinter dem Stacheldraht
die Seele wund,
blick ich dem dunklen Vogel nach
mit stummem Mund.

*

Wir legen uns nieder aufs Stroh,
der Erinnerung Baum
dehnt sein Geäst über uns
Gefangene aus.
Wir sind bei der Liebsten im Traum.

Mancher flüstert leise im Schlaf,
es verzittert im Raum.
Wir gehen in den Garten,
da erwache ich jäh,
ich brach dir eine Rose im Traum.

Den wachen Sinnen entgleitet
der Verlockung Saum.
Die Seele war ein Falter
um dein Lockenhaupt
im Traum...

*

Des Sommers Fülle ist dahin,
entblättert steht der Wald.
Die Tannen zittern im Rauhreif,
es ist kalt.

Die tückischen Nebelschwaden
ziehn herüber vom Moor.
Das Hungergekreisch der Raben
gellt ans Ohr.

Ihr schwarzen Boten des Unglücks
mögt unsre Gäste sein!
Wenn wir verbissen schweigen,
dürft ihr schrei'n...

Walter Hermann.

Die geistige Kampfesaufgabe

Ein Buch des Abg. Wenzel Jaksch

Soeben ist unter dem Titel „Volk und Arbeiter" im Verlage Eugen Prager ein Buch des Genossen Wenzel Jaksch erschienen, in dem der Verfasser die Aufgaben des Sozialismus in unserer Zeit zu umreißen sucht. Aus dem Vorwort dieses Buches stammt das nachfolgende Stück:

Gegen den Kapitalismus ist der Sozialismus als menschlicher Ordnungsbegriff aufgestanden. Die Kraft der europäischen Arbeitermassen, die der Sozialismus mobilisierte, reichte indes nicht aus, den Machtvorsprung des Kapitalismus und seiner Hilfsmächte einzuholen. In den krisenhaften Erschütterungen der Nachkriegszeit entstand in den schwerstgetroffenen europäischen Ländern ein Vakuum. Der Kapitalismus hatte nicht mehr, der Sozialismus besaß noch nicht die Kraft, das aus den Fugen geratene Völkerdasein in Ordnung zu bringen. Da schob sich der Faschismus als Ordnungsmacht ein. Als Ordnungsmacht konnte er in Italien und Deutschland siegen.

Die Methoden des Spätkapitalismus hatten ihm den Weg geebnet. In den rationalisierten Betrieben vollzieht sich die Niederwalzung der freien Persönlichkeit. Er erzeugt den Schwemmsand eines haltlosen und ausgestoßenen Randvolkes, welches jedem Gewaltregime seine Söldnerhaufen liefert. Der Faschismus vollendete die Wehrlosmachung des Menschen. Die Prügelmethoden in seinen Gefängnissen und Verbannungslagern sind nur die konsequente Anwendung eines Prinzips, das Männerstolz und Menschenwürde ausrotten muß, um leben zu können. In der Praxis der Diktaturen bröckelt die idealistische Schminke der faschistischen Bewegungen ab.

Der Faschismus wurde durch nationalrevolutionären Mythos und durch antikapitalistische Gefühlsrevolten emporgetragen. Deutschland liefert ein klassisches Beispiel dafür. Der deutsche Nationalsozialismus ist angeblich ausgezogen, den Materialismus des 19. Jahrhunderts zu überwältigen. Er selbst ist aber nur ein Werkzeug dieses Materialismus, indem er die letzten menschlichen Schranken gegen die Mechanisierung des Daseins niederreißt, dem Krieg der entfesselten Technik gegen den Menschen freie Bahn schafft.

Aus der versprochenen Ueberwindung des Kapitalismus wurde eine Militarisierung der kapitalistischen Ausbeutungsmethoden. Immer schwieriger wird es für die nationalsozialistischen Machthaber, die Fiktion ihrer Ordnungsmission aufrecht zu erhalten. Die sozialistischen Verheißungen, mit denen ihre Vormarschstraßen gepflastert waren, sind ihnen hart auf den Fersen. All die Lästerungen, welche die Ideologen des Nationalsozialismus gegen den angeblichen Materialismus der sozialistischen Arbeiterbewegung geschleudert haben, prallen im Hohngelächter der enttäuschten Gefolgschaften auf ihre Urheber zurück. Das Wort Sozialismus hat wieder einen so guten Klang, daß es seine Todfeinde um so öfter im Munde führen müssen, je größer ihre tödliche Verlegenheit wird.

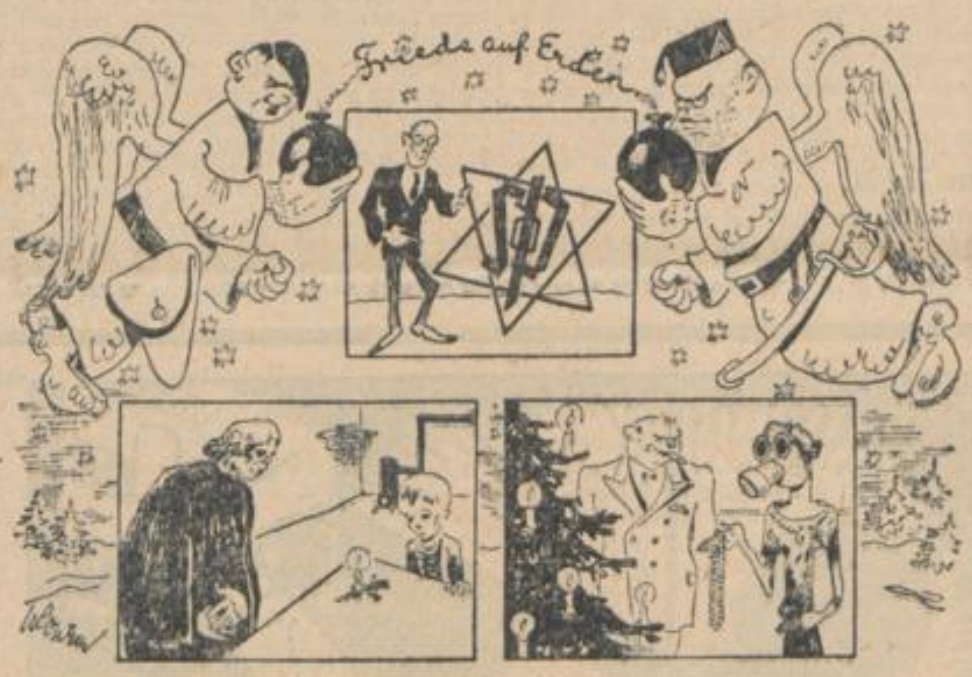
Der Nationalsozialismus verdankt seinen Sieg, den er entscheidend im gefühlsmäßigen Bereich erfochten hat, der Visioneines antikapitalistischen, antimaterialistischen Dritten Reichs. Und seinen tausendjährigen Herrschaftsanspruch begründet er nicht zuletzt auf die Erwartung, daß ein ohne Meinungsfreiheit und geistige Austauschmöglichkeit dahinvegetierendes und durch totalen Terror atomisiertes Siebzigmillionenvolk nicht mehr die Kraft aufbringen werde, falschen Verheißungen echte Erwartungen entgegenzusetzen und sich ein Zukunftsbild jenseits des Nationalsozialismus zu zimmern. Die faschistischen Despotien leben davon, den Keim jeder möglichen Nachfolge nicht nur physisch zu zertreten, sondern sich auch in der geistigen Beeinflussung als das kleinere Uebel gegenüber allen anderen geschichtlichen Eventualitäten anzupreisen. Indem sie auf ein chaotisches Ende zusteuern, drohen sie unaufhörlich mit dem Chaos, das nach ihnen eintreten wird. Vor keinem Gedanken zittern die Tyrannen mehr als vor dem, daß die Opfer ihrer Herrschaft über die Tage dieser Herrschaft hinausdenken könnten. Wehe ihnen, wenn sie einmal als vergängliche Geschöpfe vergänglicher Machtverhältnisse erkannt werden! Wehe ihnen, wenn die Tyrannisierten aufhören, in stumpfer Resignation zu leben, wenn sie die Lockung des revolutionären Wagnisses ergreift und wenn selbst Schergen und Kerkermeister auf den Gedanken kommen, daß es schönere Aufgaben gibt als Scherge zu sein! Die bildhafte Vorstellung des besseren Morgen ist unerläßlich zum Gelingen jeder freiheitlichen Erhebung.

So ist die geistige Kampfesaufgabe zweifach gestellt. Die Kulisse des faschistischen Ordnungsbetriebes muß weggeräumt werden und ein neuer Ordnungsbegriff ist im Bewußtsein der Volksmassen aufzurichten. Aus dem Chaos zur Ordnung — das ist die wahre Problemstellung in der Auseinandersetzung mit dem Faschismus, wobei es die Aufgabe seiner Ueberwinder ist, eine möglichst blutvolle und lebendige Vorstellung zu erwecken, daß freie Menschen ihr Leben schöner und sinnvoller gestalten können als die numerierten menschlichen Bestandteile einer starren Gewaltherrschaft.

Daraus erwächst dem marxistischen Sozialismus eine neue Mission. Seine analytische Aufgabe ist vollendet, nun beginnt die synthetische; nun hat er als verbindende Kraft zu wirken. Weil der Spätkapitalismus die Niederwalzung der freien Persönlichkeit vollführt und weil der Faschismus sein Dasein von der Atomisierung der Nation fristet, müssen ihre Gegner um die Würde des freien Menschen streiten und ihm höhere Ziele nationaler Gemeinschaftsarbeit setzen. Am Beginn der sozialistischen Bewegung war es unumgänglich, den Arbeiter als Klasse zu organisieren und ihm das Bewußtsein seiner eigenen Interessen einzuhämmern. Diese Aufgabe wird immer neu gestellt sein, solange der Arbeiter in der kapitalistischen Gesellschaft um Brot und Menschenrecht kämpfen muß. Die Gegenwart verlangt aber mehr. Innerhalb der werktätigen Volksmassen, der körperlich und der geistig Schaffenden ist an diesem geschichtlichen Wendepunkt das Verbindende, das Gemeinsame nicht nur agitatorisch zu betonen, sondern auch in gemeinsame soziale Tat umzusetzen. Der Ruf des VII. Kommunistischen Weltkongresses nach der Schaffung von werktätigen Volksfronten mochte taktisch gemeint sein, als Markierung eines Umweges zum unveränderten Ziel der Diktatur des Proletariats. Vielleicht liegt ihm darüber hinaus doch ein Stück Einfühlung in die europäische Situation zugrunde. Wie dem auch sei: der freiheitliche Sozialismus hat ohne Hintergedanken und Einschränkungen die Pflicht zu erfüllen, die sozialistische Idee auf das ganze weite Feld des werktätigen Volksdaseins zu streuen und jene Kräfte zusammenzuschweißen, die nicht nur den Faschismus machtmäßig ablösen, sondern an seine Stelle ein Werk setzen können, wie es der größte deutsche Dichter sehnend ahnte:

Solch ein Gewimmel möcht' ich seh'n,
Auf freiem Grund mit freiem Volke steh'n!

Mussolinis patentierter „Kultur-Weihnachtsbaum".



Was Henlein seinen lieben Juden aus London gebracht hat

„Mutter, wo ist der Weihnachts-Mann?" — „Im Konzentrationslager, mein Kind."

„Das Collier ist schön, aber die aparte Gasmaske ist moderner."

Landstreicher-Legende

Von Sonka.

Noch einmal rufe ich dich an, weil ich dir schon so oft begegnet bin auf der großen Landstraße meines Lebens, dir, Genosse, dir, Freund, dir, Bruder, dir, Kamerad, dir, Bürger, dir, Mitmensch, noch einmal rufe ich dir zu, nicht Genosse, nicht Freund, nicht Bruder, nicht Kamerad, nicht Bürger, nicht Mitmensch, noch einmal halte ich dich an: Mensch!

Erkennst du mich? Ja, ich bin der, welcher kommt mit dem Stern im Haar, immer wieder kommt, wie ein Bettler, aber geschmückt mit Löwenzahn schreitet durch die Straßen der Stadt, wie ein Narr.

Weißt du nicht mehr, ich ruhte sehr müde am Neptunbrunnen in Florenz aus und Kinder brachten mir Fische und Brot, weil ich hungrig war, und alle Bettler der Gegend aßen von meinem Hunger und wurden satt, ohne zu betteln.

Kennst du mich nicht? Verblaßte das Wunder in deinem Herzen, das geschah, als du deinen wütenden Hund auf mich hetztest, der sprang mich an mit gefletschten Zähnen und ward zum Lämmlein, als er mich erreichte: er leckte meine Hände.

Erinnere dich, daß du gestorben wärst an jenem Tag, da du verlassen warst von Gott und Menschen. Ich schwieg und sah dich an. Aus meinem Schweigen wurde dir das Leben.

Ich habe mich an dich verschenkt, Verbrecher im Gefängnis, an dich, Todkranker im Spital, an dich, Obdachloser im Asyl, an dich, des Mädchens von der Straße, an dich und dich und dich, ich habe mich verschenkt mit Blick und Gegenblick und meiner Hand in deiner Hand, die ich umfaßte.

Jetzt kennst du mich: Und deine Maske wird nicht auslöschen mein Gesicht, das sich verschenkt, verschenkt, verschenkt, sieh mich nur an! und schon hast du ein Herz und ein Gesicht.

Noch einmal rufe ich dich an, weil ich dir schon so oft begegnet bin auf der großen Straße meines Lebens, dir, Genosse, dir, Freund, dir, Bruder, dir, Kamerad, dir, Bürger, dir, Mitmensch, noch einmal rufe ich dir zu, nicht Genosse, nicht Freund, nicht Bruder, nicht Kamerad, nicht Bürger, nicht Mitmensch, noch einmal halte ich dich an, dich ganz umfassend: Mensch.

Peter Rosegger und der Nationalismus

Die Stadt Aussig führt seit zehn Jahren einen Kampf um einen Namen. Der Stadtrat hatte beschlossen, einer Gartenanlage den Namen „Rosegger-Park" zu geben, die politische Verwaltungsbehörde aber hatte diese Bezeichnung mit dem Hinweis darauf untersagt, daß der Name Rosegger „an eine Person erinnere, die der tschechoslowakischen Nation feindlich gesinnt gewesen" sei. Nun wurde — wie berichtet — der Prozeß zugunsten der Stadt Aussig zwar entschieden, aber die Zustellung des Bescheides an die Stadtgemeinde verzögert. Bürgermeister Genosse Pölzl hat deshalb einen Brief an die Landesbehörde gerichtet, in welchem er darauf hinweist, daß Peter Rosegger ein Dichter und Apostel der Humanität nicht nur für das deutsche Volk, sondern für die ganze gesittete Welt war. Nichts Endgültigeres und nichts Aktuelleres kann zu dieser Frage gesagt werden, als was Peter Rosegger selbst — als habe er die Schmach der Terror-„Volksgemeinschaft" vorausgeahnt — gesagt hat. Wir zitieren diesen denkwürdigen Aufsatz aus der Wiener „Arbeiter-Zeitung" vom 29. Jänner 1909:

•

Man kennt sie ja gar nicht auseinander! Die Leute verschiedener Nationalitäten, die in unserem Lande seit Jahrhunderten beisammenwohnen und alteingesessenes Heimatsrecht haben — sie sind ja alle gleich. Nein, gleich nicht. Der Rang unterscheidet. Die Kaste unterscheidet. Die Bildungsunterschiede sind groß. Die Klassenunterschieden weit mehr als die Rassen, die sich längst gemischt haben. Ein deutscher Bauer und ein windischer Bauer stehen sich näher als ein deutscher Bauer und ein deutscher Großstädter. Was Lebenshaltung und Gesinnung anlangt. Mancher Deutsche unterscheidet sich mehr von seinem leiblichen Bruder als vom Nachbar, der jenseits der Sprachgrenze wohnt. — Welch ein Unglück, dieser Nationalitätenkrieg, den wir erleben, der unser Leben so sehr verroht, verbittert, so wirdelos macht! Nachdem wir längst darüber einig waren, daß die Menschen an sich gleich sind, daß bei den europäischen Bewohnern der Unterschied ganz wo anders liegt als in der Abstammung, ist jetzt diese schreckliche Zeit gekommen. Jenes Jahrhundert der Humanität mit seinen großen Geistern und Lehren — ist es denn ganz für uns verloren gegangen? Die Rasse! Das Blut! Wer von uns kann sagen: Mein Blut ist rein slawisch! Oder: Es ist rein romanisch! Wenn man unsere Blutstropfen chemisch daraufhin untersuchen könnte — das würde kuriose Ueberraschungen geben.

Also bleibt nur die Verschiedenheit der Sprachen übrig, wie sie sich, ich möchte sagen, mehr zufällig in den Landstrichen erhalten haben. Ist es nicht größtenteils ein Buchstabenkrieg, der da mit oft wahnwitziger Grausamkeit geführt wird? Der deutsche und der windische Bauer verstehen sich nicht. Richtig. Aber verstehen sich der deutsche Bauer und der deutsche Großstädter? Verstehen sich der deutsche Sozialdemokrat und der deutsche Aristokrat? Verstehen sich der deutsche Katholik und der deutsche Protestant? Sie verstehen sich vielleicht sprachlich, aber nicht sachlich. Lieber Himmel, wenn alle, die auf dieser Welt sich nicht verstehen, sie gegenseitig ausrotten wollten, so blieb schließlich nur einer übrig. Und auch der müßte sich abtun, weil er sich ja selbst nicht versteht. In unserer Sache wiederhole ich, daß der deutsche und der slawische Bauer über die Sprachgrenze hinweg vermöge ihrer ähnlichen Lebensführung sich besser verstehen, als der altständige deutsche Bauer und der moderne deutsche Städter.

Im großen sind die Interessen unserer Menschen und Völker gegenseitig. Die wirklichen Konflikte aber liegen im Wirtschaftsleben, und zwar innerhalb eines Volkes so gut als zwischen verschiedenen Völkern. Wozu also dieser Kampf um die Sprachen? Es ist ein rein theoretischer, ein unnatürlicher, ein frevlerischer Krieg.

Aehnliche Gedanken quälten mich in den Tagen der Nationalitätsrevolten in unseren österreichischen Städten. Ich bin der Ueberzeugung, daß solche Gedanken an sich richtig sind, aber auch, daß die Sache nicht so einfach liegt. So überaus verwerflich der Nationalitätenkrieg ist — wir haben ihn einmal, wir müssen mit ihm rechnen. Das eine Volk hat angefangen mit der Eroberung, das andere muß sich wehren. Und wehrt sich natürlich vor allem um seine Sprache, dieses teure Gefäß unseres geistigen Lebens. Man meint aber, ein Kulturstaat müßte es doch zuwege bringen, daß jedem seine Muttersprache gesichert bleibe. Und man meint, die Leute sollten doch so vernünftig sein, auch die Sprachen der Nachbarn zu lernen, ohne zu befürchten, daß dadurch ihr angestammtes Blut zugrunde geht!

Der Krieg um die geistigen nationalen Güter, das wäre etwas! Aber auf dieser moralischen Höhe stehen unsere nationalen Kämpfe nicht. Niedrige Interessenkämpfe sind es, von persönlichen Feindseligkeiten werden sie geleitet; Eitelkeit und Ehrgeiz der Parteiführer spielen mit. Ein Werk der Verführung ist größtenteils dieser Kampf. Mit Schlagworten aufgewiegelt wird die Menge, die sich weiß Gott was Heldenhaftes dabei dünkt, wenn man andersprachige Mitbürger mit Steinen bewirft und ihre Häuser demoliert. Der hohe Sinn, der im treuen Schutze des angestammten Volkstums liegt, bleibt der fanatisierten Menge verborgen — ist ihr auch ganz gleichgültig.

Soll denn das nun ewig so fortgehen? Denn was man heute will, ist nie und nimmer durchführbar: die Abgrenzung der Völker, damit dann Friede sei! Um diesen Frieden zu erlangen, ewiger Krieg! Ist das nicht widersinnig? Aber es gibt Leute, die wollen den Kampf um jeden Preis. Der Kampf stähle und adle den Menschen, sagen sie. Gut; dann sollen sie ja froh sein, daß immer heftige Feinde gegen sie aufstehen; sie könnten mit diesen Feinden munter ringen, aber ohne Haß, ohne Rachgier, vielmehr mit Achtung, ja sogar mit Liebe zum Gegner, der ja das ist und tut, was sie wünschen und nicht entbehren können.

Nein, allen Ernstes, ich muß es offen sagen: die Treue zum eigenen Volk habe ich mir anders gedacht. Was ist das für ein Nationalismus, der immer darauf aus ist, dem eigenen Volke unter anderen Völkern Feinde zu machen?!

Weihnachtsbrief aus Kalifornien

Hollywood, im Dezember.

Mein lieber Peter,

gestern hat der Weihnachtsmann hier seinen Einzug gehalten. Es hat mir sehr leid getan, daß du ihn nicht sehen konntest. Er fuhr in einem großen silbernen Schlitten, der von sechs weißen Hirschen gezogen wurde — und heißt in Amerika gar nicht Weihnachtsmann, sondern Santa Claus. An ihn schicken die amerikanischen Buben und Mädchen die Briefe mit den Wunschlisten. Sie schreiben auf das Kuvert bloß: „To Santa Claus", werfen es in irgendeinen Briefkasten — und es kommt an. Bei den vielen hunderttausend Kindern, die es in Amerika gibt, hat Santa Claus sehr, sehr viel zu tun und er kann unmöglich alle Briefe allein beantworten und durchsehen. Deshalb nahm er sich schon vor vielen Jahren einen gütigen alten Mann, der ihm bei dieser Arbeit half. Aber eines Tages lasen die Eltern der Kinder in der Zeitung, daß der Weihnachtsoberpostmeistersekretärstellvertreter (der in Denver, Colorado wohnte) in Pension gegangen sei. Und die Eltern waren sehr traurig, denn sie wußten nun nicht, ob nun die Wünsche Ihrer Lieblinge alle erfüllt würden ...! Aber die Buben meinten, Santa Claus habe sich bestimmt einen Weihnachtsoberpostmeistersekretärstellvertreter-Stellvertreter genommen. Aber sie standen doch sehr aufgeregt gestern abends um 8 Uhr am Hollywood Boulevard, wie hier die schönste Straße heißt, und warteten, ob die Weihnachtsbäumchen an jeder Straßenecke zu leuchten beginnen würden — denn das war das Zeichen, daß Santa Claus in die Stadt kam.

Richtig, pünktlich flammten die Kerzen auf. Es waren aber keine wirklichen Kerzen, wie du sie von deinem Baum kennst. Es waren auch keine wirklichen Tannenbäume — (die so gut duften, die saftige grüne Nadeln haben, oft bläulich schimmernd, mit Zapfen daran und die draußen im Wald stehen, mit kühlem Schnee beladen.) Sondern die Kerzen waren elektrische Birnen, grün, blau, rot und weiß. Und die Weihnachtsbäume waren aus Papiermache. Jede Laterne trug solch ein Papierbäumchen und als die tausend bunten Lichter erstrahlten, da klatschten die Buben und Mädchen in die Hände und riefen: „Oh, boy —!" Du mußt wissen, der Hollywood Boulevard ist schnurgerade und so lang, daß die erleuchteten Bäumchen an jeder Seite wie kleine Perlen aussahen, die weit, irgendwo in der Ferne, zusammentrafen. Dazu kletterten viele Lichtreklamen an den Häusern — unter denen es einige Wolkenkratzer gab — auf und ab. Scheinwerfer gossen hellblaue Streifen in den dunklen Nachthimmel und wenn der Zeppelin durch diese Kegel fuhr, so blinkte er wie lauter Silber. Die hohen Palmen, die hier anstatt der Linden und Kastanienbäume wachsen, bewegten sanft die breiten Blätter, weil ein leichter Wind durch sie strich. Der Wind kam direkt vom Meer.

Ein langer, freundlicher Wachmann hatte ein schrilles Pfeifchen in der Hand, mit dem pfiff er, wenn die Wartenden zu sehr in die Mitte der Straße drängten. Dann sagte er auf englisch: „Leutein gehts z'ruck — sonst überrennt euch die Parade." Alle lachten. Und wichen zurück. Nur ein Junge blieb mitten auf der Fahrbahn stehen. Der Polizist forderte ihn auf: „Hallo, geh aus dem Weg —!" Aber der antwortete frech: „Ja, zeigen S' mir ihn erst ..." Denn die amerikanischen Lausbuben sind wie die anderen Lausbuben. Plötzlich ertönten Sirenen und sechzig Motorradfahrer in schmucken Uniformen sausten vorbei, um Platz zu schaffen, für Santa Claus.

Aus der Ferne scholl Musik und bald tauchte die Spitze des Zuges auf, geführt von einem Cowboy auf einem Rappen, der tänzelte ungeduldig hin und her und wäre lieber galoppiert, als nur so im Schritt gegangen. (Der Cowboy war auch kein richtiger Cowboy, sondern der Filmschauspieler Leo Carillo). In eleganten Autos saßen einige Herren, die Stadtväter sozusagen, unter ihnen auch der Bürgermeister von Los Angeles, den alle mit Tücherschwenken und fröhlichen Zurufen begrüßten. Und er nickte mit dem Zylinder zurück. Ein Junge, nicht viel älter als Du, ritt auf einem weißen Pony, war selbst ganz weiß gekleidet, sogar die Reitstiefel waren weiß und die Buben schrien: „Look Daddy — isn't that gorgeous" ((Schau her, Papsl, ist das nicht fein?) Scoutbons (amer"anische Pfadfinder) marschierten stramm vorbei, hatten ihre eigene Musikkapelle und der erste trug das Sternenbanner. Wir entblößten die Häupter und grüßten die Fahne dieses großen Landes, das jedem Menschen Gastfreundschaft gewährt. Die Trommeln und die Trompetenstöße klangen noch an unser Ohr, da rollte langsam ein gelbes Auto heran und darinnen saß — na, wer glaubst du? Nein, du kannst es nicht erraten. Darinnen saß ein lebendiger mächtiger — Löwe. Jawohl, ein Löwe. Das Raubtier spitzte fortwährend auf das Pony vor ihm, das ihn anscheinend weitaus mehr interessierte, als die Menschen. Aber weil der Löwe wußte, daß er hier Gast von Santa Claus war und deshalb keine Dummheiten machen durfte, weil er auch angekettet war, so gähnte er bloß — und die Kinder lachten. „Der ist ja gezähmt", riefen die Buben, um zu beweisen, daß sie sich nicht fürchteten. Viele unter ihnen kannten auch den Löwen schon. Er wohnte nämlich in einem Käfig Ecke Vine Street und Wilshire Blvd. — und war das Wappentier einer Gasoline-Station.

Clowns zogen komische Gummifiguren, die so groß wie Häuser waren, zum Beispiel einen Riesen, eine Micky Maus, Felix den Kater und ein Fabeltier, halb Drache, halb Mensch, mit sechs Beinen. Es war sehr lustig. Die nächste Musikkapelle wurde von einem 14jährigen Jungen dirigiert, der allerlei Kunststücke mit seinem Taktstock vollbrachte und ihn wie ein Akrobat balancierte. (Dafür klatschten die Zuschauer dankbar.) Und endlich näherte sich das Prunkstück der Parade: Santa Claus im Schlitten, und die riesige Spielzeugwerkstatt, darin fleißige Zwerge an den Spielsachen für die Kinder arbeiteten. Man sah sie hämmern, sägen, malen — mit einem Satz: alle die Dinge fabrizieren, die sich solch ein amerikanischer Junge wünscht .... Ich glaube, die Kinder der ganzen Welt, haben die gleichen Wünsche. Das ist das Merkwürdige — wenn man aus jedem Land ein Kind nähme und man ließe sie eine Weile allein, — sie verstünden sich, obwohl jedes von ihnen eine andere Sprache spricht. Das ist etwas sehr Schönes, mein Sohn, und man sollte sich daran zeitweise erinnern. Es liegt ein großes Geheimnis darin verborgen, in diesem Sich-Verstehen, weißt du .... Die Erwachsenen, mein Junge, sind nämlich sehr klug und wissen natürlich alles viel besser als die Kinder. Nur vergessen sie zuweilen die einfachsten Dinge. Unter anderem, daß sie alle einmal auf dem Schoß einer Mutter gesessen haben, daß sie alle einmal mit Herzklopfen vor der Weihnachtstüre warteten (oder durchs Schlüsselloch zu gucken versuchten!), und daß es kein schöneres Fest auf der Welt gibt, als die fröhliche Weihnachtszeit. Denn die Großen haben vergessen — und es scheint mir, ihr Kinder solltet sie daran erinnern — daß das Leuchten des Weihnachtsbaumes nichts anderes heißt, als: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Ich dachte daran, als ich hier, im fremden Land, so weit von Dir, die Kinder zusamt den Vätern und Müttern, jubelnd hinter dem Wagen dreinlaufen und zu Santa Claus hinaufwinken sah. Genau wie unser Weihnachtsmann sah er aus, mit seiner roten Kapuze, dem langen weißen Bart und der roten Nase. Er streute aus seinem Sack Schnee auf die Kinder — aber es waren nur Papierschnitzel — denn hier gibt es keinen Schnee, hier ist ewiger Frühling. Und neben ihm saß der neue Weihnachtsoberpostmeistersekretärstellvertreter-Stellvertreter und hielt die Zügel der sechs Hirsche. Die hatten ein liebliches Glockenspiel an den Geweihen. Und alle freuten sich über den Gehilfen von Santa Claus und fanden es sehr vernünftig, daß er sich nicht wieder einen alten Mann — sondern ein schönes junges Mädchen genommen hatte. (Du nicht auch?) Schnell warf ich einen Brief in seinen Schlitten, in dem ich Santa Claus alle meine Wünsche mitteilte. Einer davon war, daß ich Dich bald so auf die Schulter heben kann, wie die amerikanischen Väter ihre Jungens, damit sie einen freien und besseren Ausblick haben.

Dein Vater.

Zurückfinden

Von Martin Grill

Kette, die den Leib umschnürt, brachst Du kühn entzwei.
Straße, die ins Weite führt, sah Dich froh und frei.

Dann umschlang Dich wunderbar ferne, fremde Welt
Und der Seele Wanderschrei stieg zum Himmelszelt.

Großer Städte Machtgedröhn schlug Dich in den Bann.
Heide träumte, Einsamkeit wehte kühl Dich an.

Und der tiefsten Sehnsucht voll, lustvoll und entflammt,
Gingst Du hin, entrückt und toll, selig und verdammt.

Sehnen glühte Dir im Blut, das im Ueberschwang
Wild, entfesselt und verzückt Lustchoräle sang.

Griffst selbst nach dem fernsten Stern, faßtest nur den Schmerz.
Sturm, der um die Stirne flog, kühlte sanft Dein Herz.

Und enttäuscht, verlacht, verhöhnt, blühte Dir kein Glück.
Alle Wege führten Dich zu Dir selbst zurück.

Du bist Ende und Beginn, Sämann und die Saat,
Sei Erkennen, Wollen, Sinn, Weg und auch die Tat!

Erst wenn Du Dich selbst verzehrst, wirst Du Sieger sein.
Wenn Du ganz der Welt gehörst, dann erst ist sie Dein!

Heiliger Tag der Menschheit!

Weihnachten 1935 — Weihnachten der Not!

Aus dem „Fest der Liebe", aus den Festen des Lichts und der Verheißung ist ein Fest der Wenigen geworden, die die Lichter ihres Erfolges anzünden, während die Quartiere der Armut im tiefen Schatten dieser erbarmungslosen Zeit liegen.

Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen — ?

Der Geist der Gewalt, des Mordes, der Unterdrückung zieht wie eine Geißel durch die Welt!

Der menschenfeindliche Wahn des Fascismus zerrüttet die moralischen Grundlagen einer Gesellschaft, die, längst morsch, nicht in Unehren still unterzugehen versteht, sondern im Kampf ihrer beginnenden Agonie das Kommende mit zu zerschlagen versucht!

Friede auf Erden — ?

In Aethiopien wütet der Mord, verbreiten die Bombenflieger des Duce den blutigen Segen der europäischen Zivilisation in den Hütten hilfloser schwarzer Frauen und Kinder.

Die Rüstungsaktionäre der Welt münzen Blut zu Geld, das goldene Zeitalter der Hyänen der Schlachtfelder ist angebrochen.

Die Mordwerkzeugfabrikation arbeitet fieberhaft; die Bedrohung der Welt durch den Einbruch der Barbarei im Herzen Mitteleuropas, in Deutschland, hat den Kessel zum Weißglühen gebracht!

..... und den Menschen ein Wohlgefallen.....?

Der Hunger geht wie ein unentrinnbares Gespenst durch die Stuben der Armen, die Fabriken liegen verödet, unterernährte, verzweifelte Menschen zermürbt die vergebliche Jagd nach Arbeit, nach Brot!

Hungernde Kinder, Kinder ohne Heim, Kinder ohne Bett klagen die Gesellschaft ohne Gewissen an, ihr Weinen legt sich wie ein Alpdruck auf unser Herz, ihre erloschenen Augen verfolgen uns, wohin wir auch gehen!

Heilige Nacht? Solange der Hunger umgeht in dieser Welt, umgeht durch unsere Schuld, solange die einen im Ueberfluß, und die anderen im Elend, an dem sie schuldlos sind, ertrinken, wird es auf dieser Erde keine heilige Nacht geben!

Wenn Unrecht und Hunger besiegt sein werden, wenn aus einer Unordnung der Gewalt und der Ausbeutung die Ordnung sozialistischer Gerechtigkeit geworden sein wird, wenn Brot für unsere Kinder und Arbeit für unsere Hände, unbeeinflußt von niederträchtiger Spekulation der Profitbyänen, aus dem Segen der Gemeinschaft erwächst, dann werden sich die Lichter in den dunklen Hütten der Armut entzünden!

Dann wird die „Heilige Nacht" dieser Erde übergehen in den heiligen Tag der Menschheit!

P.

Lob den Ungeschickten

Von Karel Capek.

Manche Menschen werden von einer besonderen Böswilligkeit des Schicksals verfolgt: man nennt sie ungeschickt, als ob sie etwas dafür könnten, daß sich die Dinge in ihren Händen irgendwie beleben und ein eigenwilliges und nahezu teuflisches Temperament offenbaren. Eher könnte man sagen, sie seien Zauberer, deren bloße Berührung den unbelebten Dingen eine unberechenbare Lebendigkeit verleihe. Schlage ich einen Nagel in die Wand, belebt sich der Hammer in meiner Hand auf so merkwürdige und unbezähmbare Weise, daß er entweder die Wand oder meinen Finger, oder das Fenster am andern Ende des Zimmers zerschlägt. Bemühe ich mich, ein Paket zuzuschnüren, äußert der Bindfaden eine geradezu schlangenhafte Hinterlist; er krümmt sich, entschlüpft meinen Händen, und am Ende vollführe ich den beliebten Trick, meinen Finger an das Paket festzubinden. Einer meiner Kameraden, der sich in die hohe Politik mischt und zwar derart, daß sich alle laut darüber wundern, wagt es einfach nicht, den Kork aus einer Flasche zu ziehen; er weiß, der Kork bliebe ihm in der Hand, während die Flasche mit unerwarteter Gewandtheit seiner Hand entschlüpfte und auf die Erde hüpfte. Die Menschen sind dumm; anstatt dieser besonderen Magie Anerkennung zu zollen, verlachen sie die, welche eine solche belebende Beziehung zu den Dingen haben und halten sie für ungeschickt, für Nichtsnutze, Tolpatsche, Dummköpfe, Tölpel, Rappelköpfe und Quackelhänse.

In Wirklichkeit besteht der ganze Unterschied daran, daß die ungeschickten Menschen mit den unbelebten Dingen so umgehen, als wären sie lebendig, besser gesagt ungezähmt, mit einem eigenen Willen begabt und widerspenstig, während die geschickten Menschen die unbelebten Dinge wirklich wie unbelebte behandeln, mit denen sie tun können, was sie wollen. So ein Handlungsgehilfe sieht im Bindfaden nicht etwa eine wilde und hinterlistige Schlange, sondern nur den gehorsamen und toten Bindfaden; eins zwei und es ist geschafft. Der Hammer in der Hand des Maurers ist kein widerspenstiger und hartköpfiger Bock, der hinstößt, wo es ihm gerade gefällt, sondern ein totes und passives Werkzeug, das dorthin schlägt, wo man es braucht. Vom Standpunkt der Ungeschickten ist diese Bändigung der Dinge allerdings eine wahrhafte Zauberei; aber ebenso sollten die geschickten Menschen anerkennen, daß die Ungeschicklichkeit magisch und geheimnisvoll ist.

Ich zum Beispiel glaube, daß nicht die geschickten Menschen, sondern eben die magischen Tolpatsche die Märchen von den Dingen, die sprechen können, erdacht haben. Ich denke, Andersen dürfte manchmal vom Sessel gefallen sein, was ihn auf den Gedanken brachte, ein Stuhl könne hie und da lebendig werden und sprechen. Der dumme Hans, der den Steg grüßte und ihm viel Glück wünschte, fürchtete zweifellos, dieser Steg könnte ihn in den Bach werfen; wäre er Mitglied des Touristenklubs gewesen, hätte er kaum mit dem Steg gesprochen, da er sicher gewesen wäre, anstandslos hinüberzugelangen. Die geschickten Menschen bringen in unsere Welt die heldenhafte Vorstellung unbegrenzter Möglichkeiten; die ungeschickten dagegen bringen und erhalten die epische und geradezu märchenhafte Vorstellung unbegrenzter Schwierigkeiten, Zufälle, Hindernisse und Widerstände. Die Vorstellung des gläsernen Berges, der hinter Abgründen, schwarzen Seen und undurchdringlichen Wäldern emporragt, drückt die lebendige Erfahrung der Ungeschickten aus, wonach es schrecklich schwer ist, irgendwohin zu gehen oder irgendwas zu tun.

Aber ich lobe nicht die Ungeschickten ihrer vorzüglichen Einbildungskraft wegen; ihre Bedeutung ist größer; gern möchte ich sagen, was sie für die Entwicklung und den Fortschritt der Welt getan haben. Die Ungeschickten waren es, denen wir die größte Entdeckung der Menschheit verdanken. Die von euch verachteten Quackelhänse waren es, welche die Arbeitsteilung in die Welt brachten. Der erste fürchterliche Tölpel mußte geboren werden damit ihn der geschicktere Mitmensch bei der Bearbeitung der Klauen oder Ausarbeitung der Häute mit den Worten beiseite stoße: „Geh weg, du Ochse, ich mache es statt deiner." Ein Ungeschickter war es, der den Spezialisten schuf. Wären alle Menschen gleich gewandt, gäbe es keine Arbeitsteilung und infolgedessen auch keinen Fortschritt. Während einige Urmenschen die Klauen bearbeiten und andere Mammute und Renntiere erlegen konnten, gab es ein paar wertvolle und fortschrittliche Einzelwesen, die nichts konnten. Und wenn, dann war es zu nichts; einer zählte aus Langweile die Sterne; der zweite Nichtsnutz brachte mit dem Mund verschiedene Töne hervor, worüber die andern lachten und welche sie dann nachzuahmen begannen; der dritte spielte vielleicht mit färbiger Erde und Ruß und fleckte in Altamira die ersten Fresken hin. Wahrscheinlich waren es ganz hilflose und merkwürdige Tölpel, die nicht einmal einen Marknochen zu spalten vermochten. Die Geschickten hatten entdeckt, daß man aus einem Stein ein Messer machen könne; die Ungeschickten jedoch taten eine weitere Entdeckung, nämlich, daß man diese Arbeit den andern überlassen könne; so schufen sie die Gesellschaft. Starke und gewandte Männer hatten erkannt, man müsse Jäger und Krieger sein, um leben zu können; die Tölpel jedoch zeigten, daß ein paar Jäger und Krieger genügten, damit auch die andern Menschen leben könnten. Der Mensch hörte auf nur Jäger zu sein, als Geschöpfe geboren wurden, die sehr schlechte Jäger waren. Könnten alle Menschen Schuhe nähen, gäbe es keine Schuster. Und wenn wir Tolpatsche nicht wären, hätte es weder einen Prometheus noch einen Edison gegeben.

(Deutsch von Julius Mader.)

Der Kerker spricht

Inschriften aus einem Polizeigefangenenhaus

Von Ernst Machek

So anerkennenswert manche Werke der epischen oder dramatischen Literatur auch sein mögen, — dem Forscher, der den Spuren des geheimen Trieb- und Empfindungslebens des Menschen zu folgen gedenkt, bieten sie gar nichts oder nur wenig Wertvolles, da der Großteil all dieser literarischen Erzeugnisse auf die Interessen des lesenden Publikums abgestimmt erscheint. Das Streben des Dichters, in brutaler oder sentimentaler Hinsicht sensationelle Wirkung zu erzielen, beraubt seine Schöpfung ihrer psychologischen Werte. Von diesem Gesichtspunkt aus muß es als begrüßenswert angesehen werden, daß der Bibliothekar der Wiener Polizeidirektion darangegangen ist, eine Sammlung von Inschriften und Zeichnungen aus dem Wiener Polizeigefangenenhaus zusammenzustellen: eine Fundgrube kostbarsten Materials für den Kriminalpsychologen und eine interessante Lektüre für den Laien, dem sie einen Einblick ermöglicht in die dunklen Tiefen der Seele des kriminellen Menschen.

Die meisten der Kerkerinschriften, soferne sie nicht Liebe und Erotik behandeln, beziehen sich auf jene strafbare Handlung, auf Grund deren die Inhaftierung erfolgte. Sie verraten leider fast niemals Zeichen aufrichtiger Reue, eher Sarkasmus und Wut über Verrat, außer acht gelassene Vorsicht oder Mangel an Schlauheit. Zum Beispiel:

„Der dumme Bub,
auf eine Ohrfeige stirbt er."

oder:

„Menschen, Menschen san mir alle,
Fehler hat ein jeder amur,
mei Fehler wars, daß mi derwischt haben,
a reiner Zufall der Natur."

und:

„Wer das Stehlen hat erfunden,
der hats einsperrn nicht mitgemacht,
den sonst hätt er seine Stunden
mit was andern zugebracht."

In erster Linie richten sich Wut und Zorn des Häftlings natürlich gegen den „Räuber seiner Freiheit": auf die Polizei und ihre Organe. Zum Beispiel:

„Die Behörde gehört alle am Mist."
„O wie blöd seid ihr, Polizeibeamte
und doch wie gemein."
„Jeder Wachmann gehört verbrennt
und in Aport gehaut."

„Der Kommissär ist ein Trottel,
er schreit und brummt als wie ein Trottel,
er tut recht spinna,
bis daß ihm einmal wirds Hirn eanrinna."

Dieser Zorn entspringt häufig der Tatsache, daß der „Sitzende" seine Strafe als zu schwer oder überhaupt als ungerechtfertigt ansieht, wie aus den drei folgenden Inschriften hervorgeht:

„Warum ich hier bin,
das möcht ich wissen."

„Wier ich jetz in die Freiheit kumm, gehr ich gleich
schimmeln, das mich nicht mehr umsonst Einsperrn.
Die Raß, die Elende."

„Gibt es in Oesterreich eine Gerechtigkeit?
An Dreck gibts."

Aber es finden sich auch Inscheiften, die nicht nur keinen Zorn, sondern geradezu stoischen Gleichmut erkennen lassen, wie die eines scheinbar abgefeimten Verbrechers:

„Do bin i, do bleib i
Und do wüll i sterben."

Demgegenüber scheint einer der Insassen auch einmal wirkliche Reue empfunden zu haben, die er auf folgende originelle Weise kundgab:

„Liebe Dora!
Hast recht gehabt, daß du mir immer gesagt hast
geh arbeiten."

Nicht minder originell sind auch die Worte eines freiheitlich gesinnten Epikuräers, der da schreibt:

„Das schönste was es auf Erden gibt
ist die goldene Freiheit, ein Stück
Schweinernes oder Gesalchtes. Ein ¼ Wein,
Stück Hausbrot und ein schönes Bett
und nichts arbeiten."

Ein überraschend großer Teil der Inschriften nimmt, wie bereits erwähnt, auf Liebe und Erotik Bezug, das unterbrochene Triebleben ergeht sich in den seltsamsten Phantasien und Betrachtungen:

„Furchtbare Rasse!
Mensch hör die Mahnung eines Unglücklichen.
Meide die Weiber und bleibe ehrlich."
„Das schönste für uns Männer ist ein Weib,
jedoch muß sie gebildet geistig und äußerst
Sinnlich sein, dann ist es ein Genuß mir solchem
Wesen zu leben. Was ist alles andere dagegen, ein
schönes Weib ohne Gefühl und lauter Berechnung
folgend, ist eine Maschine ohne Dampf, ohne Seele.
Drum, wenn ein Mäderl, sei es hauptsächlich
Sinnlich und auch geistig nicht allzusehr zurück,
eine schöne tolle Nacht mitmachen will,
sei es aus Neugierde oder Sehnsucht sich einmal
ordentlich auszuziehen, so bitte mir vertrauensvoll
zu schreiben aus Untersuchungshäftling .....

So könnten wir eine anregende Korrespondenz führen
und dann die Tat folgen lassen."

Nicht uninteressant ist es, zu hören, daß die von Weibern stammenden Inschriften und Zeichnungen viel häufiger und in stärkerem Maße obszön sind, als die der Männer, ein Umstand welcher den Sammler der Inschriften zu dem Schlusse kommen läßt, daß eine Art Elephantiasis sexualis des verbrecherischen Weibes international vorzuliegen scheint. Leider fehlt den meisten dieser Inschriften die Eignung zur öffentlichen Wiedergabe. Allenfalls möchte ich aber nicht verabsäumen, ein in der Weiberzelle aufgefundenes Gedicht wiederzugeben, das in einfacher und daher um so ergreifenderer Art das Schicksal eines gescheiterten Mädchens erzählt. Es möge denjenigen zu denken geben, deren Gewissen von den Regungen der Selbstsucht und der Leidenschaft gar häufig übertönt wird:

„Dort steht ein Mädchen, die Wange geschminkt,
und wehmutsvoll es von ihrer Lippe dringt:
Ach hätt ich niemals von Liebe gewußt,
den er zerstörte mir das Herz in der Brust,
dem ich mich hingab, der mich belog,
den ich so gerne hatte, der mich betrog.
Und als sich stellten die Folgen ein,
ließ er im Elend mich ganz allein.
So wurde ich Dirne, die sich verdirbt,
die auf der Straße ihr Geld erwirbt,
die langsam dahinsiecht im Laster der Stadt,
vom Baume der Großstadt ein fallendes Blatt.
Nach einem Jahr später kommt vom Spital
dasselbe Mädchen, ihr Antlitz ganz fahl,
verseucht und verfrostet schleicht sie einher,
das Laster der Großstadt, es rächt sich gar schwer,
sie geht in die Kirche, kniet vor dem Altar,
und betet für ihren Verführer sogar.
Dann griff sie zur Waffe, nun hab ich es satt!
Vom Baume der Großstadt ein fallendes Blatt."

Ein Tag Versicherungsagent

(Selbsterlebtes von Unus)

Eigentlich bin ich Vortragskünstler. Als Sprecher eine Klasse für sich. Als Redner ohne Konkurrenz; ohne Selbstlob: ein Sprech-Caruso. Schwimme in Lorbeeren. Die Beifallsstürme haben mir schon alle Haare auf dem Kopfe ausgerissen. Die Leute aber halten meine Glatze für eine Alterserscheinung.

Nachdem sich einer der erwähnten Orkane nach meiner letzten Programmnummer — anläßlich meines zweiten Vortragsabendes in der „Urania" — gelegt hatte, und ich eben im Begriff stand, mein schweißtriefendes Hemd mit einem trockenen zu vertauschen, stürzt ein Herr mit strahlendem Gesicht, ausgestreckten Armen, mit dazugehörenden Händen, in meine Garderobe: „Mensch! Hock! Ich gratuliere zu Ihrem Bombenerfolg! Sie sind ein Redner! Einfach fabelhaft! So ein Redner fehlt uns! Sie müssen wir haben! Sie — — verzeihen Sie, ich habe mich noch gar nicht vorgestellt: Gräulich. Max Gräulich, Generaldirektor der Weltall-Versicherungs-Gesellschaft, Lebens- und Unfalls-Versicherung, mit oder ohne Selbstmord, Glasbruch, Arm- und Beinbruch, Einbruch und Ehebruch, Wasser und Feuer — auch für selbstgelegtes — Hock, wir bieten Ihnen jeden Gehalt (bis Kč dreihundert) und ½ Prozent vom Hundert aller getätigten Abschlüsse! In einem Jahr sind Sie ein gemachter Mann — bei Ihrer Rednergabe!! Die Löcher, die Sie den Leuten in den Bauch reden — für die kommt die Gesellschaft auf? Guter Witz? Was? Also reden Sie nicht, widersprechen Sie nicht — wir treffen uns nachher im Café Sroubek — alles Ihre Bewunderer! Auf Wiedersehen!"

— — Ziemlich spät von Sroubek nach Hause gekommen, ging ich den Rest der Nacht im Bette auf und ab, meditierend.

„Lorbeeren sind ja schön, aber von Lorbeeren allein ist noch kein Künstler satt, geschweige denn fett geworden. Du hast ja schon so vieles im Leben erprobt: Mit Großherzog Alexander II. im Weimarer Schloß zu Nacht gespeist, im Woolworth-Restaurant in New York Geschirr gewaschen, versuch's einmal mit der Versicherung!"

Um halb neun im „Weltall"-Gebäude; um halb zehn meinen Vertrag in der Tasche, um zwei Uhr nachmittags zweihundert expreß gedruckte Visitkarten auf Büttenpapier (gegen Dreimonatwechsel) in der Tasche, konnte ich schon um drei Uhr die erste von ihnen, Frau Bonzel (Nekazanka 104, VI. Etage, Lift — Kč 1.— Einwurf) durchs Dienstmädchen überreichen lassen!

— — Frau Bonzel war nämlich bei Sroubek meine Tischnachbarin gewesen, hat mich mit Schmeicheleien fast erdrückt, und mir schließlich das süße Geheimnis ins Ohr geflüstert, daß sich ihre Aelteste, ihre Libuška, demnächst verheiraten würde! Na, also? Mein erster Abschluß! Sie muß ihren zukünftigen Schwiegersohn zwingen, sein Leben zu Gunsten ihrer Libuška auf — sagen wir: Kč 150.000.— versichern zu lassen. — Die Türe öffnet sich und Frau Bonzel, frisch gewaschen, und mit denselben Dauerwellen auf dem Kopf, wie bei Sroubek, begrüßt mich mit geradezu überschäumender Herzlichkeit:

„Herr Ho—o—k! Nein, diese Ueberraschung! Bitte, hier in den Salon — Maruška! Vemte klobouk vot pána! — Nehmen Sie Platz! Also Sie sind also, wie ich sehe (auf meine Karte weisend), Geschäftsmann geworden? Da haben Sie recht! Nur als Geschäftsmann kann man verdienen! Künstler sein ist ja schön, aber was bringt die Kunst schon ein? Mein Mann sagt immer: „Der Geschäftsmann hat die Dallers und der Künstler hat den Dalles!" Nehmen Sie's nicht übel, aber mein Mann macht imer so'ne Witze! Sehen Sie sich bloß meinen Kusäng an, den Sigi — ich hab' ihn Ihnen doch gestern vorgestellt — das ist ein Geschäftsmann!! Vor zehn Jahren ist er nach Prag gekommen, mit ausgefranste Hosen! Mit Hosenträgern hat er gehandelt — heute ist er mit Petschek auf Du und Du! Ganze Gummipavlatschen soll er in Afrika haben — so viel Gummi braucht er für seine Gummiartikel, und nur im Dutzend! Die Kinder schreien, wenn sie nicht seinen Lutscher bekommen! Vor zehn Jahren hat er nicht gewußt, wie 'n Theater inwendig aussieht und heute? Eine ganze Prozessions-Loge hat er abonniert im Deutschen Theater! Und wie er dasitzt, müßten Sie sehen: immer im Schmoking, mit Brillanten im Vorhemd, in die Manschetten — sogar im Haar braucht er Brillantiene! Und so weit, sehen Sie, müssen Sies auch bringen — bei Ihrer Rednergabe! Sie werden — —"

„Gnädigste, verzeihen Sie, ich — — —"

„Verzeihen soll ich? Sie müssen meinem Mann verzeihen, daß er Sie gestern nicht angehört hat! Aber er hat Sitzung gehabt, in der „Beerdigungsbrüderschaft"! Aber meine Libuška war begeistert! Sie ist leider nicht zu Hause, sie ist beim Doktor, wegen ihre Beine — die ganzen Beine hat sie voll Frostbäulen — was sagen Sie dazu? Aber das kommt von die dünnen seidenen Floraströmpfen! Ja, die Mädchen von heute: auf 'm Hut haben sie 'n Biber, um den Hals 'n Fuchs, um den Leib Astrachan und, ausgerechnet, die Beine nackt! So was hat's doch zu meinen Zeiten n'xt gegeben? Wir haben schöne, weiße, dicke Wollstrümpfe gehabt und dicke, warme Barchenthosen — aber heutzutage? Wo sehen Sie heute Barchent? Wer trägt heute Barchent? Mein Mann sagt immer: „Außen Seide, innen Salbe! Er macht, wissen Sie, immer so'ne Witze — —"

„Gnädige Frau, ich versichere — — —"

— — „Natürlich müssen Sie das, wo Sie doch in der Versicherung sind! Sie werden schon Ihr Geschäft machen! Die ganze Welt ist ja versichert; bloß mein Mann hat eine Antipipie dagegen. Er sagt immer: „Wenn mir mein Arzt versichert, daß ich tot bin, was brauch ich da noch für eine Versicherung?" So'ne Witze macht er immer! Und dabei hab' ich ihm erst neulich gesagt: „Sami", hab ich gesagt, „du bist im Leben kein Geschäftsmann gewesen und wirst auch keiner werden! Wenn du dich versichern läßt, bloß auf 200.000 Kč, und der Agent kommt und du sollst die Prämie bezahlen — ich kenn dich doch — trifft dich vor Aerger der Schlag und deine Familie bekommt die 200.000 Kč! Das Glück ist gar nicht auszudenken! — —"

— — „Ich würde vielleicht — —"

— — „mit ihm reden? Das tun Sie ja nicht: Er wirft alle Agenten heraus! Erst vorige Woche ist einer vom Phönix dagewesen, da schreit ihn mein Mann an: „Phönix? Bin ich ein Vogel? Ich will doch nicht auferstehen! Wenn ma dreißig Jahr verheiratet ist, ist ma froh, wenn ma tot ist!" Und dabei ist er gar nicht so dumm, nein, er sieht bloß so aus! Aber zum heiraten sind die dümmsten Männer die besten! Froh bin ich bloß, daß meine Libuška unter die Haube kommt — er ist Witwer mit drei Kindern — aber er hat ein schönes Haus in Pankrác — da hat er schon früher mal zehn Jahre gewohnt — — —"

— — „Gnädige Frau, ich möchte — —"

— — „Ja, ich möchte auch, daß sie einen andern nimmt, aber was wollen Sie? Meine Libuška hat ihren eigenen Kopf! „Mamičku" sagt sie zu mir, „wenn ich heirat', muß ich doch Kinder bekommen? Was das für Umstände macht, hast du mir ja selbst erzählt: das monatelange Warten, dann die Doktorrechnung, die Amme, die Kindermädchen — alle vierzehn Tage eine andere — da heirat' ich doch lieber gleich die fertige Sach'?" — Meine Libuška ist ja so klug, Sie glauben's gar nicht! Sie geht aber auch in alle sexuellen Vorträge in der Urania! Da werden die Mädchen gebildet und klug! Meine Libuška — — —"

— — „Gnädigste, ich wollte mich bloß empfehlen — — —"

— — „Sie wollen sich schon empfehlen? Das ist wirklich schade! Ich kann Ihnen stundenlang zuhören! Maruška — wo ist der Hut vom gnädigen Herrn — Ježíš Maria! Dejtesem! Nein, ist das ein Trampel! Meine Frühere, die Anna, das war eine Perle! Mein Mann sagt immer — — —"

— — „Verzeihen, eine wichtige Verabredung — ich muß — Küß die Hand! Habe die Ehre, habe die Ehre!" — — —

(Vor der Tür, mit tiefem Atemzug): „Ich bin bloß froh, daß ich ein so guter Redner bin! Einen Tag Versicherungsagent gewesen und nicht wieder!"

Vom abessinischen Christentum

Das Kaiserreich Abessinien wird als christlicher Staat bezeichnet, besser gesagt: die Staatsreligion des „äthiopischen Kaisertums ist eine Art altertümlichen christlichen, aber mit verschiedenen fremdartigen Elementen durchsetzten Glaubensbekenntnisses. Wir entnehmen den folgenden Aufsatz, der im Verlag der „Volná Myšlenka" erschienenen interessanten Broschüre „Boj o Habeš" von A. L. Kaiser, in welcher der sachkundige Verfasser einige bemerkenswerte Kapitel über das umkämpfte Land und seine Kultur beisteuert.

Die eigentlichen Abessinier sind Christen schon seit dem vierten Jahrhundert. Als sich aber im fünften Jahrhundert in der östlichen Kirche der sog. Monophysitismus ausbreitete, d. h. die Lehre von der einheitlichen Natur Jesu Christi, wurde auch fast das gesamte, damals christliche Aegypten monophysitisch und von da gelangte diese Lehre auch nach Aethiopien. Der Streit um den Monophysitismus war schleppend und langwierig. Die Päpste verfluchten diese Lehre mehrmals, denn sie widersprach dem katholischen Dogma von der doppelten (menschlichen und göttlichen) Natur Christi, die in einer Person zwar vereinigt, aber doch getrennt enthalten seien. Nach dem Untergang des Christentums in Aegypten und Vorderasien erhielt sich der Monophysitismus nur in der armenischen, koptischen und abessinischen Kirche.

Die Abessinier erkennen trotzdem den römischen Papst an, als ihr Oberhaupt aber betrachten sie den koptischen Patriarchen in Alexandrien, der den Metropoliten für Abessinien bestellt. Dieses verworrene Verhältnis des abessinischen zum westlichen und östlichen Christentum ist noch mehr dadurch kompliziert, daß sich auch der Negus als Oberhaupt der Kirche betrachtet. Dazu kommt noch die Tatsache, daß die Aufsicht über die kirchliche Gerichtbarkeit der höchste kirchliche Würdenträger in der heiligen Stadt Aksum führt, der „Nebrid" genannt wird.

Das abessinische Christentum ist ein kurioses Christentum. So anerkennen z. B. die Abessinier außer der Heiligen Schrift auch einige Apokryphen (offiziell nicht als echt anerkannte Schriften), besonders die sog. „Apostolische Kanone", anerkennen bloß die ersten drei Kirchenkonzile, bewahren die Beschneidung bei Knaben und Mädchen und haben in ihre Religion viel Aberglauben und örtliche Gebräuche verflochten.

Zahlreiche verheiratete Priester, wenig gebildet oder ganz ungebildet, beuten das Volk aus, soweit sie nicht aus dem reichen Kirchenbesitz leben. Das Land ist übersät mit einer Menge kleiner Kirchen, die in der Regel unansehnlich, unsauber und unbeholfen bemalt sind. Durch bessere Bildung ragen über den Klerus die Kirchenschüler und -sänger hervor, die sich gewisse Kenntnisse angeeignet haben und öfter an ausländische Schulen gehen, um als abessinische Intelligenz heimzukehren.

Obwohl die abessinische Kirche einigermaßen einheitlich ist, währt bisher zwischen den abessinischen Mönchen die Glaubensspaltung. Bis heute dauert der läppische Streit um die Ansicht über die Gottesnatur Christi und ist die Ursache gegenseitigen Hasses und gegenseitiger Verfluchung.

Die Abessinier sind nicht zufrieden mit der kirchlichen Unterstellung unter Patriarchen von Alexandrien und der heutige Kaiser Hailé Selassié unternahm, noch als Regent Ras Tafari, den Versuch, einen einheimischen Patriarchen für Abessinien durchzusetzen, was ihm aber nicht gelang. Als guter Diplomat trieb Ras Tafari den Streit nicht bis zum offenen Bruch und begnügte sich mit dem Abschluß einer Art „Modus vivendi", nach welchem die Abessinier sich aus den von Alexandrien gestellten Kandidaten einen auswählen können.

Abessinien führte seinerzeit auch einen Streit um das „Heilige Grab" in Jerusalem. Hier stoßen die Abessinier namentlich mit den Kopten zusammen, die sie aus dem Dom verdrängt und sich ihr Kloster Deir es Sultan angeeignet haben.

Früher hat die römisch-katholische Kirche mehrfach den Versuch gemacht, die Abessinier vom Monophysitismus zu belehren. Sie hat damit aber niemals Erfolg gehabt und ihre Versuche hatten stets bürgerliche Wirren und grausame Glaubensverfolgungen zur Folge. Auch die Jesuiten richteten in Abessinien nicht viel aus.

Der durchschnittliche Abessinier — ob Krieger oder Bauer — ist oberflächlich religiös und recht abergläubisch. Das Christentum ist in den Köpfen des Volkes mit primitivem Geisterglauben verschmolzen. Dieser „Animismus", der für alle afrikanischen Völker charakteristisch ist, ist so verbreitet, daß er vielerlei, oft schwer verständliche Gebräuche entstehen ließ. Der Abessinier beschwört Geister, betet zu ihnen, ruft sie in schlimmen Augenblicken an. Und zwecklos knallt er aus seiner Flinte, um sie zu erschrecken und so von Angriffen auf seine werte Person abzuhalten. Auch der abessinische Klerus ist vom Animismus versenkt. Für die Reinheit des Glaubens geschieht nichts — es gibt nur Lithurgien, die in den Augen des Volkes magische Zwecke haben. Die Volksmoral richtet sich nach Gebräuchen, die Religion hat keinen Einfluß auf sie, ganz ebenso, wie sie ja auch in hochzivilisierten Staaten fast ohne Einfluß ist. z.

Kramář 75 Jahre

Den 75. Geburtstag begeht Karel Kramář in einer Lage, die für ihn einer gewissen Tragik nicht entbehrt: Er ist politisch völlig vereinsamt, die Politik, die er seit etwa 1920 betreibt, ist gescheitert, seine Partei, die einst die tschechische Politik beherrscht hat, ist klein, einflußlos und

durch die Vereinigung mit den Ligisten Stříbrnýs schwer kompromittiert. Diese Verbindung mit einer faschistischen Gruppe, die von nationalistischen Schlagworten lebt, hat dem Ansehen, das Kramář früher noch genoß, schwer geschadet.

Kramář hat einst politisch bessere Tage gesehen. Am 27. Dezember 1860 in Hochfer geboren, hat er an den Universitäten in Prag und Berlin studiert, wo er sich hauptsächlich mit volkswirtschaftlichen Fragen beschäftigte. Frühzeitig zeigte er lebendiges Interesse für die Politik und begründete mit T. G. Masaryk und dem späteren österreichischen Finanzminister Dr. Josef Kaizl den sog. Realismus, eine Reaktion auf den staatsrechtlichen und nationalen Romantizismus, der damals die tschechische Politik beherrschte. Bald jedoch geriet er in Gegensatz zu Masaryk, der 1893 sein Mandat niederlegte und aus der jungtschechischen Partei austrat, während Kramář in dieser Partei bald eine hervorragende Rolle spielte. Schon 1891 — einunddreißigjährig — wurde er Abgeordneter, 1897 — siebenunddreißigjährig — Vizepräsident des Abgeordnetenhauses, als welcher er sich allerdings nicht sehr rühmlich hervortat und eine drakonische Geschäftsordnung handhabte. Dieses antidemokratische Vorgehen machte er allerdings später wett durch sein Eintreten für die Wahlreform. Während das deutsche Bürgertum mit allen Mitteln das gleiche Wahlrecht zu hintertreiben suchte, wurde Kramář sein Befürworter. Politisch war er lange Jahre zum alten Oesterreich positiv eingestellt und strebte eine gewisse Autonomie für die Tschechen im Rahmen der Monarchie an. Freilich trat er leidenschaftlich für eine andere Außenpolitik des Habsburgerreiches ein, er war ein scharfer Gegner des Dreibundes und wünschte die Annäherung an Rußland. Seit dem Beginn des Weltkrieges änderte er seinen Standpunkt. Insbesondere die Kriegserklärung an Rußland wühlte ihn, der Rußland liebte und eine Russin zur Frau hat, außerordentlich auf und er trat im Herbst 1914 mittelbar mit den Ententemächten in Verbindung. 1915 wurde er verhaftet und ihm ein Prozeß gemacht, der nach mehrmonatlichen Verhandlungen mit seiner und des Mitangeklagten Rašín Verurteilung zum Tode endete. Dieses Todesurteil wurde in zwanzigjährigen Kerker verwandelt, aus dem ihn die Amnestie vom Juli 1917 befreite. Sein Aufenthalt in Oesterreichs Kerkern hat seine Popularität sehr gehoben, so daß er der erste Ministerpräsident der Republik wurde. Die Gemeindewahlen vom Juni 1919 haben dann zu seinem Rücktritt und zur Ernennung Tusars zu seinem Nachfolger geführt. Seitdem war Kramář verärgert und machte eine unfruchtbare oppositionelle Politik. In den Fragen der auswärtigen Politik bekämpfte er insbesondere die Annäherung des Staates an das neue Rußland, in der inneren Politik spielte er sich auf den unentwegten Nationalisten auf und verband sich schließlich vor den Wahlen 1935 mit den Stříbrný-Leuten. Das Auftreten seiner Partei bei der Präsidentenwahl vom 18. Dezember ist noch in frischer Erinnerung.

Die Wahl Beneš zum Präsidenten sowie Kramářs Krankheit haben wohl seiner politischen Tätigkeit ein Ende bereitet. Ein außerordentlich begabter Mann, ein Mann der reinen Hände hat sich Kramář seit einem Jahrzehnt um allen Einfluß gebracht, weil er die Zeichen der Zeit verkannt und sich den neuen Verhältnissen, die seit 1918 entstanden sind, nicht mehr anzupassen vermochte.

„Beneš bringt den Bolschewismus"

Flüsterpropaganda vor der Präsidentenwahl

In den Tagen vor der Präsidentenwahl gab es manche Debatte über die Frage, wie die Untergebenen Konrad Henleins stimmen werden. Erfahrene Politiker im deutschen und tschechischen Lager meinten, es sei ganz unmöglich, daß die SdP-Fraktion für Prof. Němec eintreten werde. Auf der einen Seite der Schüler Masaryks, auf der anderen Seite der Vorsitzende des tschechischen Nationalrates, der die Sudetendeutschen vor wenigen Monaten als „den Feind" bezeichnet hatte — wie konnte da noch ein Zweifel über die Haltung der deutschen Parteien bestehen? Alle diese oberflächlichen Beurteiler sind jedoch am Wahltag eines Besseren belehrt worden.

Sie sind nun hoffentlich von dem Irrtum geheilt, die SdP als eine demokratisch-parlamentarische Partei zu betrachten, die bei den politischen Entscheidungen von den Interessen ihrer Wähler geleitet wird.

Was einzelne Henlein-Vertreter in Privatgesprächen sagen oder in gelegentlichen Aussprachen an Meinungen äußern, ist vollständig gleichgültig und unmaßgeblich. Die politische Linie der Partei wird nach dem Führerprinzip doch von Asch aus bestimmt, womit wir nicht behaupten wollen, daß die Eingebungen des Herrn Henlein den Ausschlag geben. Heute ist schon vollständig klar, weshalb die SdP-Fraktion bis zum letzten Augenblick nicht aus dem Nebel der Ungewißheit heraustrat und ihre Stimmen für den zweiten oder dritten Wahlgang reservierte. Im Lande draußen wurde schon die Stimmung dafür vorbereitet, falls die SdP — tatsächlich das „Zünglein an der Waage" geblieben wäre und anscheinend völlig vernunftwidrig den Kampf aktiv gegen Beneš entschieden hätte. In der Flüsterpropaganda wurde bereits die Formel geprägt: „Beneš ist ein Sozialist, der bringt uns den Bolschewismus." So wird es jetzt aus verschiedenen Teilen des Landes berichtet. Und es ist wohl kein Zufall, daß diese Propaganda ganz nach der Nürnberger Parteitagsrede Hitlers klingt. Gleich nach Nürnberg hat doch die SdP die antibolschewistische Walze eingelegt und warum sollten die Motive, die Henleins Getreue zur Ablehnung des Außenexposés bewogen haben, bei der Präsidentenwahl plötzlich außer Kraft gesetzt sein?

Von einer Konsolidierung des Staates hat die SdP nichts zu erhoffen. Nur als Unruhefaktor vermag diese Partei eine Rolle zu spielen. Wenn sie aber dabei keinen Partner findet, wie es diesmal bei der Präsidentenwahl der Fall war, dann wird ihre Rolle bald ausgespielt sein.

Sozialistische Jugend im Kampf gegen die Hitlerdiktatur

Zuchthausurteile gegen SAJ-Funktionäre

Der Pressedienst der Sozialistischen Jugendinternationale schreibt:

In Hamburg und Bremen haben kürzlich mehrere große Prozesse gegen illegale Sozialdemokraten stattgefunden, die durch ihre besonderen Begleitumstände und durch die Härte der verhängten Strafen selbst in dem an Schreckensurteilen so reichen Hitlerdeutschland Aufsehen erregten. Auf der Anklagebank saßen neben einer großen Zahl von bekannten Sozialdemokraten aus den beiden Hansestädten vierzehn junge Menschen, die als Mitglieder der Sozialistischen Arbeiterjugend des Hochverrats bezichtigt wurden. Die jungen Genossen, denen nichts anderes vorgeworfen werden konnte, als daß sie nach wie vor ihrer sozialistischen Ueberzeugung treu geblieben sind und für diese Ueberzeugung wirkten, wurden wie gemeine Verbrecher behandelt. Zu den Verhandlungen wurden die Genossen, unter denen einige sich noch im Lehrlingsalter befanden, gefesselt durch die Straßen vom Untersuchungsgefängnis zum Hamburger Oberlandesgericht geführt. Der „Anführer" wurde zu fünf Jahren Zuchthaus und zu fünf Jahren Ehrverlust verurteilt. Der Staatsanwalt beantragte die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte mit der Begründung, daß der Begriff der Ueberzeugungstäterschaft keine Anwendung finden könnte, da eine Handlung gegen „Führer und Staat" gleichzusetzen sei mit der Handlung eines Berufsverbrechers.

Wer sind diese „Berufsverbrecher", die nun für Jahre ihr junges Leben hinter Zuchthausmauern verbringen sollen? Unter den Verurteilten befinden sich die Genossen Willi Tiedt, Henry Lankenau und Hans Sander. Sie waren die Vorsitzenden der Sozialistischen Arbeiterjugend in Groß-Hamburg, Bremen und Harburg-Wilhelmsburg und gehörten auch dem Bezirksvorstand Hamburg-Nordwest der Sozialistischen Arbeiterjugend an. Neben ihnen finden wir die beiden Vorsitzenden des größten Hamburger Jugenddistrikts Eimsbüttel, die Genossen Walter Pöhls und Philipp Börth; und die Leiter verschiedener Hamburger Arbeiterjugendabteilungen, Otto Dehnke, Arnold Henke, Paul Stroda und Richard Boljahn.

Alle diese Genossen sind junge Menschen, die in ihrem privaten, beruflichen und gesellschaftlichen Leben ihre hohen menschlichen Qualitäten bewiesen haben. Aus innerster Ueberzeugung und im Glauben an den Sozialismus wirkten sie in der Sozialistischen Arbeiterjugend. Ihre Aktivität, ihre Fähigkeiten und das Vertrauen der Mitglieder ihrer Gruppen brachten sie früh in führende Stellungen der Jugendorganisation, dort waren sie die Träger einer Jugendarbeit, die sich das Ziel gesetzt hatte, in ernsthafter politischer Erziehungsarbeit die junge Generation zu verantwortungsvoller Mitarbeit an der Neugestaltung der Gesellschaft heranzubilden. Sie blieben ihren Idealen treu, als Hitlerdeutschland anbrach, und der beispiellose Mißbrauch der Jugend durch die Machthaber des Dritten Reichs, der nach Hitlers Machergreifung erst in vollem Umfang sichtbar wurde, hat sie in ihrer Ueberzeugung von der Richtigkeit ihrer sozialistischen Anschauungen nur bestärken können.

Die Gerichtsverhandlung gegen diese „Berufsverbrecher" war in Wirklichkeit ein hohes Lied auf den großen Idealismus, die menschliche Sauberkeit und den persönlichen Mut der Angeklagten. Selbst dieses Gericht mußte in seiner Urteilsbegründung zugeben, daß es sich bei den Angeklagten um unbestrafte, intelligente und begabte junge Menschen handle. Diese Eigenschaften sind aber in der Hitlerdiktatur strafverschärfend. Menschen dieser Qualitäten gehören in Hitlerdeutschland ins Zuchthaus, ihnen muß man die „bürgerlichen Ehrenrechte" des Dritten Reichs aberkennen, sie sind „Berufsverbrecher".

Die Zuchthausurteile von Hamburg und Bremen richten das Regime. Sie sind ein neuer Beweis dafür, daß das „tausendjährige Reich" Hitlers nur leben kann, wenn es mit Terror, Handbeil und Zuchthausstrafen täglich neu seine Schreckensherrschaft befestigt.

Der Unterschied

Zur Präsidentenwahl

Das Journalistenleben, kombiniert mit Emigration, ließ den Schreiber dieser Zeilen dreimal der Vereidigung gewählter Staatsoberhäupter beiwohnen. Das erstemal 1925 in Berlin. Im zweiten Gang der Ersatzwahl für den verstorbenen Reichspräsidenten Ebert hatte Hindenburg die meisten Stimmen erhalten und war dadurch gewählt, denn einzig bei dieser direkten Volkswahl galt im Reiche das englische relative Mehrheitsprinzip. Den Eid auf die Verfassung hatte der Gewählte vor dem Reichstag zu leisten.

So stand der Erwählte aller deutschen Antidemokraten vor dem grün und schwarz-rot-gold dekorierten Präsidentenpult. Paul Loebe lud ihn zur Eidesleistung mit der Anrede ein: „Sehr verehrter Herr Generalfeldmarschall!" Hindenburg begann die Ablesung seiner Antwortrede mit „Sehr verehrter Herr Reichspräsident!" Vielleicht erschien ihm das eine Silbe längere Wort Reichstagspräsident als weitschweifige Rivilschwabbelei.

1932 wurde er von einer ganz anderen Mehrheit als „Kleineres Uebel" gegenüber Hitler wiedergewählt. Aber eine Wiederholung der Vereidigung hielt man nicht für nötig. Soviel ich weiß, machte die Linke nicht einmal den Versuch, die Neuvereidigung durchzusetzen — jedenfalls unterblieb sie und wurde nicht einmal in der großen Linkspresse gefordert. Die weitere Entwicklung hat bewiesen, was Hindenburgs Eid wert war. Ueberhaupt hätte man sinngemäß für die Personalakten der Beamten etc. einen Gummistempel anschaffen können „Verfassungseid geleistet am . . ." wie ein solcher — allerdings für den Manifestationseid — mir aus lang zurückliegender Beschäftigung in einer böhmischen Bezirkskrankenkasse noch als dort gebraucht in Erinnerung ist.

1934 wurde T. G. Masaryk zum drittenmale durch die Nationalversammlung in seinem Amt bestätigt. An seiner Verfassungstreue zweifelte schon nach seiner Herkunft und Geschichte kein Mensch. Aber ebensowenig dachte jemand daran, von der Verfassungsvorschrift Abstand zu nehmen und Masaryk selbst begnügte sich nicht mit der früher angewandten Eidesformel, sondern wiederholte den ganzen Wortlaut der zutreffenden Verfassungsbestimmung. Und so hat es auch Präsident Dr. Beneš gehalten.

Beidemale konnte ich dabei sein. Ich dachte an Berlin 1925 und ein klassisches Wort ging mir durch den Sinn: „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein."

—n.

Vom Rundfunk

Empfehlenswertes aus den Programmen:

Donnerstag:

Prag. Sender 2: 9.55: Mušíks Salonquartett, 17.50 Deutsche Sendung: Klassische und zeitgenössische Musik für Bläser, 18.50 Deutsche Presse, 19.30: Uebertragung aus dem Nationaltheater: Don Carlos von Verdi, 22.45: Schallplatten, 22.50: Deutsche Presse. Sender 3: 14.30: Deutsche Sendung: Jugendstunde. — **Brünn:** 14.15: Deutsche Sendung, 19.30: Hanakische Legende, 21.15: Weihnachten in Rumänien. — **Mähr.-Ostrau:** 16.00: Nachmittagsunterhaltung, 17.50: Deutsche Sendung: Marie Stona liest eigene Werke. — **Preßburg:** 19.10: Slowakische Volkslieder.

Freitag.

Prag. Sender 2: 10.05: Deutsche Presse, 13.30: Arbeitsmarkt, 13.40: Schallplatten: Grieg, 17.15: Streichquartett, 18.10: Deutsche Sendung: Alte deutsche Weihnachtsmusik, 18.35: Arbeitersendung: Aktuelle zehn Minuten, 20.05: Kinderchor-Konzert, 21.05: Konzert des Prager Rundfunkorchesters, 22.15: Schneeberichte. Sender 3: 7.30: Salonorchester, 14.50: Deutsche Sendung: für die Frau, — Brünn. 12:35 Rundfunkkonzert, 17.40: Deutsche Sendung: Sportberichte., — Mähr.-Ostrau 18.10: Deutsche Sendung: Weingartová singt Lieder von Brahms. — Preßburg 16.10: Rundfunkorchesterkonzert.

Tagesneuigkeiten

Der todbringende Weihnachtsbaum

Brünn. Der Inkassant der Brünner städtischen Gaswerke Franz Zech probierte Montag nachmittags die elektrische Weihnachtsbaum-Beleuchtung und geriet dabei in den elektrischen Stromkreis. Er wurde in bewußtlosem Zustande ins Krankenhaus gebracht, wo er kurz nach der Einlieferung verschied.

Großstadt ohne Obdachlose

Die größte bürgerliche Zeitung Dänemarks, „Politiken", hat soeben gründlich nach Obdachlosen in der Hauptstadt gefahndet — aber auch nicht einen einzigen gefunden. „Socialdemokraten" bestätigt dieses Ergebnis und stellt fest, daß es durch die Sozialpolitik der sozialdemokratisch geleiteten Regierung erzielt ist.

16 Milliarden Schulden

Paris. Die Stadt Paris kann das budgetäre Gleichgewicht nicht erlangen. Die Schulden der Stadt wuchsen auf 16 Milliarden Francs. Der Seine-Präfekt kündigte an, daß es nötig sein werde, den Wasserzins und die Tarife der städtischen Verkehrseinrichtungen zu erhöhen, insbesondere die der Untergrundbahn. Auch einige Gebühren sollen gesteigert werden.

Bahnunfall in Brünn

Brünn. In der Nacht zum Dienstag entgleiste kurz nach 2 Uhr auf den Rangiergeleisen des Brünner Oberen Bahnhofes eine Verschublokomotive und ein Waggon, wodurch das Geleise des Prerauer Perrons verrammelt wurde. Die Morgen-Personenzüge erfuhren dadurch eine fast halbstündige Verspätung. Verletzt wurde niemand und der Schaden ist geringfügig. (Direktion der Staatsbahn in Brünn.)

Ein neuer St. Gotthard-Tunnel

In Basel traten hervorragende Techniker zu einer Tagung zusammen, um das Problem eines zweiten St. Gotthard-Tunnels zu studieren, in welchem eine Automobil-Straße in einer Länge von etwa zehn Kilometer gelegt werden soll. Die mit der Erbauung dieses Tunnels verbundenen Kosten würden etwa 80 Millionen Schweizer Franken betragen; die Erhaltungskosten würden sich auf 300.000 Schweizer Franken jährlich belaufen. Infolgedessen müßte von jedem Automobil, welches diesen Tunnel passieren will, eine Gebühr von etwa 20 Schweizer Franken eingehoben werden.

Tragödie eines Hundertjährigen

Jussuf Kara Ibraimov Agowski, ein 110-jähriger Bulgare, aus dem Dorfe Tschepelare im Gebirge Despoto-Dagh (früher Rhodopegebirge), wo die Bulgaren des mohammedanischen Glaubens, die sogenannten Pomazen, wohnen, versuchte aus Lebensüberdruß seinem Leben durch Erschießen ein Ende zu machen. Er fühlte sich verlassen, da alle seine Jugendfreunde bereits gestorben waren. Der schwerverletzte Greis wurde in das Krankenhaus geschafft, wo es den Aerzten gelang, den Schwerverletzten am Leben zu erhalten. Dies ist in den letzten Monaten bereits der zweite Fall, daß ein 100jähriger einen Selbstmordversuch unternommen hat. Die Motive waren in beiden Fällen die gleichen.

Pflicht derer, die davonkamen. Das tiefste und bedeutsamste aller Weihnachtsworte ist leider auch zum abgegriffensten geworden: „Friede den Menschen auf Erden . . ." In aller Munde ist's, tausendfach steht's zu lesen. Und dennoch: die Tiefe, mit der es viele viele Menschen empfinden (oder richtiger gesagt: eben nicht empfinden), steht im umgekehrten Verhältnis zu der Bedeutung, die dieses Wort gerade in unseren Tagen wiederum hat. Nicht nur ist nicht überall Friede auf Erden, nicht nur fallen vielleicht gerade in dem Augenblick, da dem Leser diese Zeilen unter die Augen kommen, in Abessinien unschuldige Menschen unter den Schlägen der vom Faschismus entfesselten Furie, nicht nur schmachten in Gefängnissen und Konzentrationslagern Zehntausende unter blutigem Diktat der „Friedens"-Zeit — nein, mehr noch: der Friede Europas ist neuerdings bedroht; und bricht heute ein neuer Hoffnungsschimmer durch die Wolken, so kann morgen das Weltbild sich wieder um so ärger verfinstern. Alle, die guten Willens sind, kämpfen oder arbeiten oder reden gegen den Krieg. Alle? Sind nicht auch viele unter uns, die gar viel über und gegen den Krieg zu sagen hätten, aus eigenem Erleben, und die dennoch nicht alles tun, um ihr Erleben für die Zukunft fortwirken zu lassen? Man kann ein hundertprozentiger Kriegsgegner sein, aus der traurigen Erfahrung des Weltkriegs und aus tieferer und höherer allgemeiner Erkenntnis, und es kann einem doch passieren, daß man, vom Kriege erzählend, ins Fabulieren, ins Romantifieren

verfällt, daß man den Jüngeren, den Kindern, der Frauen eigene Kriegserlebnisse berichtet und dabei sogar in eine gewisse Heiterkeit der Schilderung verfällt, sei es aus innerer Freude darüber, daß man „dabei" war, sei es im Glücksgefühl, daß man davonkam, sei es aus Eitelkeit oder infolge einer anderen menschlichen Schwäche. Und davor mag man sich sehr hüten! Es wäre schon sehr gut, wenn diejenigen, die davonkamen, die Weihnacht dazu benützten, um den anderen zu berichten, w i e e s w a r. Wie es war mit allem Blut und Dreck, mit aller Todesangst, mit allem Grauen, aller menschlichen Erniedrigung, mit Entbehrung und Leid. Ein Familienvater könnte es sich geradezu vornehmen, zu Weihnachten ein Stündchen dem Kriegsgedenken zu widmen, den Jungen zu erzählen, wie es vor zwanzig Jahren war. Aber er mag jedes Wort dabei abwägen, mag sich vornehmen, sich von keiner wohligen Stimmung treiben zu lassen. Erzieherisch muß es sein, erläuternd und läuternd, warnend und drohend, nichts beschönigend, nicht vage aus dem Gedächtnis hingeplaudert, sondern durchdacht, zurück und zu Ende gedacht. Erst bis in den Zuhörern Abscheu und Empörung mitzittern, mag man die Stunden von heute loben, die trotz aller Not doch noch besser sind als jene, die wir in Schützengräben auf Vormarsch oder Rückzug erlebten. So wird dann das Wort vom „Frieden auf Erden" in den Weihnachtsstunden Fleisch ansetzen und sich mit lebendigem, gesundem Blut erfüllen gegen alles Blutvergießen. Denket, Männer, an diese eure Pflicht! Und die Kriegsfrauen von anno 1935 können hinzufügen., wie es daheim aussah, als draußen die Männer gemordet wurden. Gewiß, das sind keine frohen und keine festlichen Bilder. Aber weichen wir ihnen nicht mit Empfindlichkeit aus. Denn erst wenn wir ihnen standhalten, dürfen wir des Besseren, das uns heute gegeben sein mag, wirklich froh werden, und erfüllen wir die Pflicht einer Nachwelt gegenüber, deren Glück von unserem Willen, unserer Kraft, unserer Einsicht mit abhängt.

Die österreichische Polizei prügelt! Die „Arbeiter-Zeitung" berichtet: Von mehreren Seiten erfahren wir, daß auf gewissen Wiener Wachstuben nach wie vor geprügelt wird. Daß insbesondere Jugendliche, die aus irgendeinem Grunde der Polizei eingeliefert werden, regelmäßig mit Ohrfeigen traktiert werden, gehört geradezu zu den vorschriftsmäßigen Gebräuchen der „besten Polizei der Welt". Aber es sind nicht Jugendliche allein! Besonders arg sind die Zustände in der Wachstube Hubergasse in Wien-Ottakring. Ein wegen einer politischen Anzeige Verhafteter erhielt gleich zu Beginn des Verhörs durch den Polizeibeamten A u i n g e r von einem dabeistehenden Wachmann eine wuchtige Ohrfeige. Als er einen Schmerzensruf ausstieß, fragte ihn der Wachmann höhnisch: „Was haben Sie gesagt?" Als er erwiderte, er sei geschlagen worden, bekam er sofort noch eine Ohrfeige. Das wurde so lange fortgesetzt, bis er auf die Frage, ob er geschlagen worden sei, mit Nein antwortete — ganz wie im Dritten Reich. Während des stundenlangen Verhörs wurde der Betreffende noch oft geprügelt, bis er sich kaum mehr rühren konnte. Ebenso ergeht es den meisten Politischen, die in diese Folterhölle eingeliefert werden. Das vollzieht sich unter den Augen des verhörenden Beamten, der sich manchmal selbst an den Brutalitäten beteiligt. Aber in Oesterreich herrscht kein Terror — so sagen die österreichischen Minister in ihren Reden . . . .

Vier neue Groß-Sender in der Tschechoslowakei

Das außerordentliche Investitionsbudget für 1936 enthält den Betrag von 3/ Millionen Kronen zur Errichtung von vier neuen starken Rundfunkstationen. Nach Mitteilungen des Sektionschefs im Postministerium Ing. Strnad werden errichtet: Prag II mit 60 bis 100 Kilowatt nördlich von Prag, wobei die Station Straschnitz (5 Kilowatt) als Reserve dienen wird. Westlich von Ungvar wird für Karpathorußland ein Sender mit 60 bis 100 Kilowatt, nördlich von Neutra ein solcher mit 100 Kilowatt errichtet, für die der Sender Preßburg (12 bis 15 Kilowatt) als Reserve dienen wird und schließlich nordöstlich von Brünn ein Sender mit 30 bis 40 Kilowatt, mit dem Sender Brünn (34 Kilowatt) als Reserve. Auf Grund der Erfahrungen mit den neuen Sendern soll über die Errichtung einiger kleiner Stationen z. B. in Karlsbad, Budweis entschieden werden.

*

Im Laufe des Novembers meldeten sich 16.697 neue Hörer an, so daß die Gesamthörerzahl jetzt 789.330 erreicht hat. Nach den Erfahrungen der Vorjahre unterliegt es keinem Zweifel, daß die Weihnachtszeit eine neue große Steigerung der Rundfunkkonzessionen bringen wird.

Antisemitismus als Geschäft. Zur Durchsetzung der Nürnberger Gesetze, die nach der Meinung eines J u l i u s S t r e i c h e r noch nicht genug angewendet werden, veranstaltet er jetzt in über 1000 Gemeinden Nordbayerns Schulungskurse in Antisemitismus. Alle öffentlichen Angestellten sind zur Teilnahme verpflichtet, das übrige Publikum ist gleichfalls eingeladen und man erwartet, daß alle kommen. — Die Stadt Nürnberg hat Julius Streicher die 5 0 Z i m m e r - V i l l a geschenkt, die einst von der bayerischen Industriebaronfamilie Cramer-Klett erbaut worden ist. Die Widmungsurkunde beginnt: „In Anerkennung Ihrer bleibenden Verdienste um den Antisemitismus . . . ." Das Haus wird auf Gemeindekosten neu eingerichtet. Kurz vorher hat Nürnberg der Gauleitung der Nazipartei ein neuerbautes großes Haus geschenkt. Allerdings ist der Oberbürgermeister Liebel der Kompagnon Streichers im Betrieb des pornographisch-pogromistischen „Stürmer" Streicher hat Liebel zum Stadthaupt ernannt und jetzt verkaufen beide das Dreckblatt an den Parteiverlag E h e r in München, dessen Hauptbesitzer A d o l f H i t l e r ist. Die Regierung will nämlich die Sicherheit haben, daß bis zur Olympiade „Der Stürmer" nicht aus der befohlenen „Kulturreihe" tanzt. Da man aber gegen den vielwissenden Streicher nicht mit Zwang vorzugehen wagt, gibt man ihm und dem Liebel einen Kaufpreis von 2.5 Millionen Mark. Solche Kompagniegeschäfte mit öffentlichen Geldern können in einem Reiche nicht wundern, dessen Alleroberster das seit Jahrzehnten in der Reichskanzlei hängende weltberühmte B i s m a r c k - B i l d Franz v. Lenbachs eigenhändig abnahm, um es seinem Göring zur Hochzeit zu schenken. Es störte ihn dabei gar nicht, daß er Reichsbesitz verschenkte.

Von Gangstern ermordet. In Hollywood ist die Filmschauspielerin Thelma Todd unter sehr geheimnisvollen Umständen ermordet worden. Seit mehreren Monaten wurde die bildschöne Frau von einer Gangsterbande verfolgt und bedroht. Trotz aller Mühe gelang es der Polizei nicht, die Bande ausfindig zu machen. Vor kurzem erhielt Thelma Todd einen Brief, in dem ihr befohlen wurde, den Betrag von 10.000 Dollar zu zahlen, anderenfalls — „unsere Burschen von San Francisco Dich zu finden wissen." Die Schauspielerin zahlte nicht, sondern verließ sich auf den Schutz der Polizei. Daraufhin erhielt sie ein zweites Schreiben, das sie ebenfalls nicht beachtete. Die Bundespolizei entwickelte eine fieberhafte Tätigkeit und es gelang ihr schließlich auch, eines der Bandenmitglieder in New York zu verhaften. Außerdem waren Privatdetektive mit dem Schutz der Schauspielerin beauftragt. Dennoch fand man eines Morgens Thelma Todd tot am Volant ihres Autos auf einem verlassenen Terrain hinter ihrer Villa. Sie war ermordet worden. Ein besonderes Licht auf diese Affäre wirft die Tatsache, daß die Frau bereits 48 Stunden tot gewesen sein mußte, als man ihre Leiche entdeckte. Die Polizei hat noch nicht feststellen können, warum die Freunde und Angestellten der Schauspielerin das Verschwinden Thelma Todds nicht früher angezeigt haben.

Gegen den Teufel und den Rum in Hemdsärmeln. Vater William Ashley Sunday, gewöhnlich Billy Sunday genannt, ist in Chicago im Alter von 72 Jahren gestorben. Dieser Billy Sunday war eine besondere und echt amerikanische Erscheinung. Im Jahre 1883 ist er Professional des Base-Ball, dem Lieblingssport der Amerikaner. 1903 ist er presbyterianischer Pastor in Chicago. Seine mächtige Stimme, seine Gabe, die Dinge dramatisch darzustellen, die Fülle seiner plastischen Gesten, sichern ihm eine enthusiastische Zuhörerschaft. Von der Kanzel herab balgt er sich mit dem Teufel herum. Um diesen „Kampf" besser führen zu können, legt er häufig den Rock ab. Seine Ausdrucksweise bei den Predigten entstammt dem Base-Ball-Dialekt. Billy löste häufig vor den Gebäuden, in denen er sprach, wahre Schlachten aus. Man baute ungeheure Säle für seine Zwecke. Ein ganzer Trupp von Musikern, Sängern und Reklameleuten begleiteten ihn auf seinen Fahrten durch die Vereinigten Staaten. Eines Tages überredete er in New York 65.000 Personen, sich zum Presbyterianismus zu bekehren. Eine Geldsammlung ergab an diesem Tage 600.000 Dollar. Zwischen 1904 und 1907 „machte" er 1000 bis 5000 Bekehrte monatlich. Insgesamt soll er 1 Million bekehrt haben. Vor schätzungsweise 80 Millionen hat er gepredigt. Billy Sunday kämpfte gegen zweierlei: den Teufel und den Rum; er hat viel zur Einführung der Prohibition in den Vereinigten Staaten beigetragen.

Mickey Mouse,
der Kino-Liebling von groß und klein, singt seine berühmte Hymne „Vivat Mickey Mouse!"

Marseille ohne Straßenbahn. Straßenbahner von Marseille haben im Anschluß an eine Massenversammlung Montags abends beschlossen, in den Streik zu treten, um gegen eine Gehaltskürzung zu protestieren, die im Anschluß an die Veröffentlichung der Richtziffer der Lebenshaltungskosten durchgeführt worden ist.

Gold nicht erwünscht. Die belgische Regierung hat beschlossen, den polnischen Ingenieur Dunikowski, der behauptet, künstliches Gold zu erzeugen, des Landes zu verweisen. Dunikowski, der bekanntlich vor einiger Zeit in Frankreich verurteilt wurde, hatte sich nach Verbüßung der Strafe in Italien niedergelassen, von wo er gleichfalls ausgewiesen wurde. Es scheint, daß ihm nunmehr n u r n o c h der Aufenthalt in Polen übrig bleibt.

Amerikanische Weihnachten. Das Kriegsamt hat Bauaufträge für insgesamt 103 Flugzeuge vergeben. Bei der Douglas-Air-Craft-Co. wurden 90 zweimotorige Bombenflugzeuge für 6.5 Millionen Dollar und bei der Boeing-Co. 13 viermotorige Bombenflugzeuge für 2.5 Millionen Dollar bestellt.

Eine testamentarische Stahlbrücke. Die Erben des bekannten südafrikanischen Multimillionärs Alfred B e i t, Goldgrubenbesitzers in Rhodesia, teilten der südafrikanischen Regierung mit, daß sie im Sinnen des letzten Willens Beits eine neue Stahlbrücke über den Sabi-Fluß in einer Länge von 350 Meter mit einem Aufwande von 100.000 P f u n d S t e r l i n g erbauen lassen werden.

Heute Mann, morgen Frau. In Moskau hat man eine Frau verhaftet, die das alte Gebiet der Heiratsschwindeleien um einen neuen Trick „bereichert" hat. Sie zog Männerkleider an und machte so die Bekanntschaft von heiratslustigen Frauen. Innerhalb von vier Jahren heiratete sie neunmal. In der Hochzeitsnacht machte sie ihre „Gattin" betrunken und wenn diese im tiefsten Schlaf lag, raubte sie alles Mitnehmenswerte und entfloh. Den Nachforschungen der Polizei entging sie immer wieder, weil sie sofort nach solch einem Streich Frauenkleider anlegte und die Polizei nach einem Mann fandete. Jetzt hat ein Zufall dieser originellen Gaunermethode ein Ende gesetzt.

Geschichte vom bösen Richter

I.

An einem brennend heißen Maientag des Jahres 1740, als der Richter des königlichen Gerichtes zu Messina, Pietro Maria Cambo noch befangen und schlaftrunken die Fensterflügel seines in der Beletage gelegenen Schlafgemachs aufstieß und der Purpurball der sizilianischen Sonne ihm wie eine Peitsche ins Gesicht schlug, gewahrte er in der Gasse, die dem heiligen Franziskus geweiht ist, ein seltsames Schauspiel: An der schmierigen Häuserwand gelehnt stand ein Mann und ein anderer stieß ihm den Dolch zwischen die Rippen. Mit einem Wehlaut brach der Fremde zusammen. Und der Unbekannte — wie von plötzlichem Entsetzen gepackt — schleuderte den Dolch in weitem Bogen von sich und floh — in den Morgen — den Pinienwäldern zu, die am Stadtrand sich hinzogen. Obwohl dieses Schauspiel kaum Sekunden gedauert, hatte das Gesicht des Mörders sich dem Gedächtnis des Richters mit unverwischbarer Kraft eingeprägt. Angewurzelt, als sinne er über das Nichtalltägliche dieses Geschehens nach, blieb der Richter am geöffneten Fenster. Wind wehte vom Meer und brachte Kühlung. Die Geräusche der Stadt sangen ihr Morgenlied. Schweigend liegt die Gasse des heiligen Franziskus. Da unterbricht ein Geräusch diese Ruhe. Schritte hallen über das Krummpflaster. Ein junger Mensch schlendert durch die Gasse und pfeift vor sich hin. Da scheint sein Schritt gehemmt. Der Blick, wie zufällig zu Boden gesenkt, haftet — die Hand greift nach einem glänzenden Gegenstand — hebt ihn hoch. Weiter streift das Auge und hängt wie gebannt an einem Bild: Da liegt ein Toter — ein Fremder in der Frühe des Maisommertages. Entsetzen läßt das Gesicht des jungen Menschen zur Maske erstarren. Furcht und Neugier zeichnen sich in seinem blassen Gesicht — wie das Wild die Legschlinge, so umkreist der Bursche mit vorsichtigen Schritten den Toten. Da: marschieren Soldaten. Die Stadtwache, die zur Ablösung zieht. Wie die Federbüsche glänzen im Sonnenglast. Die Gesichter stehen wie Bronze gegen den rosigweißen Kalk der Häuser. Seltsam, der junge Mensch lächelt. Jetzt runden sich seine Augen vor Schreck: Sein Instinkt rät zur Flucht. Doch schon sind die Buntröcke am Tatort. Sehen den Leichnam. Der Bursche hat unwillkürlich die Hand geöffnet. Ein glänzender Gegenstand kollert zu Boden . . . die Füße setzen sich schwerfällig in Bewegung — ein flacher Hieb mit der Säbelklinge — der Bursche liegt am Boden . . . Der königliche Richter Pietro Maria Cambo schließt daß Fenster. Er hat genug gesehen.

II.

Das vergitterte Fenster liegt hoch und die Zelle ist eng wie ein Spucknapf. Ruhelos tappt der Gefangene auf und ab: Fünf Schritte vor — fünf zurück. Vier Stockwerke tiefer sitzen sie im kühlen Gemach. Der Duft der Zypressen und der würzig-herbe Atem des Meeres ist gut zu riechen.

Auf dem dunklen Rechteck des Tisches liegen Dolch und Scheide, als stumme Zeugen, die Klage führen. Blut, braun geronnen, rostet am blanken Metall. Die Uhr vom Dom schlägt die zehnte Morgenstunde. Der Richter Pietro Maria Cambo, hoch und dürr in starrer Robe, betritt das Gemach. Die Schreiber verbeugen sich. Der Konzipient huscht eilig zum Pult. Reißt den Deckel hoch und gräbt in seiner Schublade. Rollt den Akt auf und schiebt ihn dem königlichen Richter zu.

Schlottern steht der Delinquent vor dem königlichen Richter Pietro Maria Cambo. Die runden ängstlichen Augen des Burschen sehen in bebrillte. Die bebrillten blicken erbarmungslos auf das Opfer. Dann versinken sie wieder in Geschriebenes. Der Mund des Richters Pietro Maria Cambo öffnet sich: Die dünnen Lippen lesen Sätze ab — formen Fragen.

Der junge Mensch schüttelt den Kopf. Seine Lippen zittern — seine Stimme ist schwach wie die eines Neugeborenen: „Ich . . bin . . unschuldig", behauptet diese Stimme. Der Richter bleibt unbewegt. Deutet auf die stummen Zeugen: „Beweise!" sagt diese strenge Stimme. „Hier sind Beweise". — Der Tor leugnet. Die Unschuld lügt, weil sie die Wahrheit spricht. Zwei Tage später liegt der Mensch auf der Folter. Blut spritzt aus den Daumen. Siebzehnmal taucht der Kopf ins gefüllte Faß. — „Der dritte Grad?" fragt der Henker amtlich-hart. Der Richter winkt ab und richtet seine Augen auf den jungen Menschen. Aechzen — Atmen — Weinen . . Worte. Der Schreiber kratzt behende mit dem Kiel. Ein Geständnis. Der Richter Pietro Maria Cambo schließt die Akten. Morgen wird er das Urteil sprechen. — Unbeweglich sitzt er am Rechteck des dunklen Tisches. Er hält die dünnen Hände spitz gefaltet, als ob er bete. Die Braue über seinem rechten Auge zittert ein wenig. Die Stirn wellt sich in Falten. Er kann sich ganz gut erinnern.

Drei Tage später, als die sizilianischen Berge im Abendrot verglühen, schleifen sie den Missetäter zum Galgen. Die bunten Federbüsche bäumen sich wie Roßschweife. Lautlos haucht der Sünder seine Seele aus.

Der Richter Pietro Maria Cambo sitzt im lichten Gemach und trinkt den süffigen Messiner Wein. Die Signorina löffelt Eis aus silberner Schale. Und sie seufzt:

„Man müßte in Rom sein um diese Stunde. In Rom ist Corso um diese Zeit . . ."

III.

Kalter Wind rollt von den Bergen, zaust die Bäume und fegt die Straßen kahl. Monate sind ins Land gegangen. Vor dem königlichen Richter Pietro Maria Cambo steht ein Mann: Wüst, zerschunden das Gesicht. Mit frecher Lippe und mit kalten Augen. Ein Straßenräuber. Cambo muß ihn zum Tod verurteilen, weil er ein Mörder ist.

Der lächelt mit böser Stirn über den Spruch und tut den Mund auf: „Ihr seid kein Richter, Cambo — ein Mörder seid ihr." — Und weidet sich am Entsetzen des andern, ehe er fortfährt: „Kennt ihr mich nicht wieder: Der Mord, der in der Gasse des heiligen Franziskus geschehen — ich bin der Mörder!" — —

Der König hielt Hof ab in Palermo. Und es drang zu ihm das Gerücht vom bösen Richter Cambo. Er befahl ihn zu sich. Pietro Maria Cambo gehorchte und erschien vor seinem Herrn.

„Du hast die Gerechtigkeit mißbraucht — einen Unschuldigen verurteilt und den wahren Schuldigen nicht angezeigt."

Pietro Maria Cambo verneigt sich tief:

„Sire — höher als mein Wille steht das Gesetz. Das aber befiehlt: Der Richter darf weder Ankläger noch Zeuge sein. Ich würde mich gegen das Gesetz vergangen haben, hätte ich den Schuldigen angezeigt und den Unschuldigen begünstigt.

„Du hättest aber einen Unschuldigen niemals verurteilen dürfen." —

„Sire — das konnte ich nicht. Ich schwieg. Die Beweise genügten zur Anwendung der Folter. Und auf der Folter gestand der Angeklagte, daß er der Mörder sei."

So aufrechten Sinnes sprach der königliche Richter Pietro Maria Cambo zu seinem Herrn.

Der König dachte lange nach über Richter und Gerechtigkeit.

Und dies schien ihm das Weiseste: Er verkündete ein Dekret, das die Abschaffung der Folter befahl. Den königlichen Richter Pietro Maria Cambo aber ließ er wissen, daß er ihn weiterhin im Amt behalten wolle.

Denn Richter sind dem König unentbehrlicher als Gerichtete.

R u d o l f S t e i n e r.

Mary kauft ein . . .

Weihnachtsgeschichte aus dem Warenhaus

Von Ellen Lenski.

Mabel Smith arbeitete nun schon zweieinhalb Jahre als Verkäuferin in dem kleinen, aber fashionablen Warenhaus von Swans & Edgar, London, Oxford street. Als Mabel diese Stellung erhielt, war ihre Mutter im siebenten Himmel. „Du sollst es einmal besser haben als dein Vater und deine Mutter. Sei nur recht nett und tu alles, was dein Chef verlangt." — „Ich werde immer höflich und korrekt sein und meine Pflicht erfüllen. Mehr nicht", antwortete das junge Mädchen. Mabels Vater war Metallarbeiter gewesen. Jetzt lag er schon viele Jahre auf einem dunklen, lieblosen Friedhof von Eastend. Mabel wußte: in der Ehe ihrer Eltern hatte es viele Streitigkeiten gegeben. Wenn man nur eine Stube und eine Küche hat, lassen sich Szenen vor Kindern schlecht verbergen. Meist ging es um die Politik. Der Vater opferte einen Teil seines Lohns und seiner Zeit der Partei. Er war überzeugter Sozialist und versuchte, Mabel von frühester Jugend an in seinem Sinn zu erziehen. Mabel liebte den Vater, glaubte ihm alles, was er sagte. Er wurde ihr Freund, und sie fühlte sich mit ihm einig, wenn es gegen die Mutter ging. Dann starb er. Es war Mabels schlimmster Tag. Noch heute kann sie nicht daran zurückdenken, ohne daß es schmerzlich in ihr aufzuckt. Sie wollte Arbeiterin werden. Der Mutter war das nicht genug. Sie opferte das Letzte, um ihre Tochter Verkäuferin werden zu lassen. Jetzt hatte Mabel die Stellung bei Swans & Edgar. Es ging ihr nicht schlecht. Doch mußte sie für das verdiente Geld schwer arbeiten. Viel Mühe, viel Geduld erforderte ihr Beruf.

Bei Swans & Edgar kauften nur sogenannte „bessere" Leute. Sie waren schwer zufriedenzustellen. An allen Waren hatten sie etwas auszusetzen, und während sie in bequemen Sesseln hingegossen ruhten, hetzten sie die armen Verkäuferinnen mitleidlos hin und her. Trotzdem fand Mabel Smith unter den Kolleginnen keine, die ihre Ansichten über das Leben im allgemeinen und die reichen Leute im besonderen geteilt hätte. Sie träumten alle davon, selbst einmal reich, zumindest wohlhabend zu werden. Ihr ganzes überflüssiges Geld gaben sie für Puder, Lippenstifte und Seidenstrümpfe aus, in der Hoffnung, ein netter junger Mann aus dem Kundenkreis würde sich in sie verlieben. Dies geschah auch von Zeit zu Zeit. Nur, daß solch „netter junger Mann" daraus niemals bindende Konsequenzen zog. Er ging mit dem Mädel ins Kino, ins Dancing und ins Bett. Dann war der Fall für ihn erledigt. Der Schmetterling flatterte weiter. Dies alles beobachtete Mabel, hell und geweckt. Aber die anderen hörten nicht auf sie.

Da war Dinah. Eine hübsche Neunzehnjährige. Blond mit braunen Augen. Sehr langen, wohlgeformten Beinen. Dinah wünschte sich nichts sehnlicher, als einmal die Königin bedienen zu dürfen. „Ich weiß es genau", sagte sie, „Königin Mary kauft sehr oft selbst ein. Meine Freundin Emy bei Selfridge hat sie auch einmal bedient. Sie sagt, Königin Mary sei die beste Geschäftsfrau der Welt." Mabel lachte. „Kein Wunder, wenn man so viel Geld hat. Da ist es leicht, gut und geschmackvoll einzukaufen." Dinah fühlte sich persönlich beleidigt. „Emy meinte aber auch, sie kaufe sehr praktisch. Ach, du bist ja nur neidisch. Das ist das Ganze. Hättest du solch Glück, die Königin bedienen zu dürfen, so wärest du genau so aufgeregt und begeistert wie meine Freundin Emy." — „Verlaß dich darauf, Dinah", Mabel klopfte der Kollegin gutmütig auf die Schulter, „sollte ich einmal in diese Lage kommen, ich würde mich nicht anders benehmen wie immer. So, wie es mein Wahlspruch ist: korrekt und höflich. Nicht mehr." „Ich glaub's nicht", rief Dinah, „du tust ja nur so, du Rote. Aber wenn's erst so weit ist . . . ." —

Das Weihnachtsgeschäft setzte in diesem Jahre ohne Schwung ein. Die Stimmung war schlecht, keine große Kauflust vorhanden. Erst kurz vor den Feiertagen wurde es anders. Die englischen Ladies und die reichen Damen der Bourgeosie stürmten förmlich das fashionable Warenhaus von Swans & Edgar. Vor dem Portal warteten ihre Automobile, und die Chauffeure trugen hochgestapelte Pakete zu den Autos. So glatt, so reibungslos konnte das Leben laufen. Bei einigen. Wenigen. Wie die gutgeölten Reifen dieser Packards und Rolls Royces.

Heute hatte Mabel Smith keine Zeit, solche Betrachtungen anzustellen. Kundin auf Kundin kam. Jede wollte aufmerksam und individuell bedient sein. „Wäre ich doch Angestellte in einem Arbeiterkaufhaus", dachte Mabel innerlich, „da wären die Leute sicher nicht so mäklig." — Jetzt stand eine Dame vor ihr, verlangte Pyjamas zur Auswahl. „Herren-Pyjamas", sagte die angegraute Lady, „ich möchte meinem Sohn einen warmen, wollenen Schlafanzug zu Weihnachten schenken. Er selbst kauft sich immer dünne, seidene, in denen man bestimmt friert." — „Eine praktische Mama", dachte Mabel. Bald darauf auch noch: „Nicht leicht zufriedenzustellende Madame. Eine der schlimmsten Typen, die mir je begegneten." Dabei war die Dame durchaus korrekt und sachlich. Nur unendlich wählerisch. Jedes Stück nahm sie in die Hand, prüfte es eingehend und sparte nicht mit kritischen Bemerkungen. Mabel behielt selbstverständlich ihr anerzogenes Lächeln. Keep smiling! Aber manchmal fiel es schwer. Mabel war es, als habe sie diese Kundin schon einmal irgendwo gesehen. „Von heute an aber", dachte sie bitter, „werde ich ihr Bild niemals vergessen".

Endlich hatte sich die Lady entschieden. Für einen orangefarbenen Pyjama. Und einem Schlafrock aus hell- und dunkelblau gestreiftem Flanell. „Lassen Sie mir die Sachen bitte nach Haus senden", sagte die Kundin. — Darf ich um die Adresse bitten, gnädige Frau?" Die Dame zog ihr Notizbuch, riß eine Seite heraus, schrieb etwas darauf und reichte das Blatt der Verkäuferin. Mabel las, und einen Augenblick klopfte ihr Herz: „Mary von England, London, Buckingham Palace."

Doch hatte sie sich gleich wieder in der Gewalt. Mit ruhiger Miene begleitete Mabel Smith, Verkäuferin, die Königin zum Portal und verneigte sich vor ihr nicht tiefer als vor jeder anderen Kundin. Auf dem Wege zur Kasse begegnete sie Dinah. „Dinah", sagte sie leise, „arme Dinah, was wirst du jetzt sagen. Ich habe soeben der Königin von England einen Pyjama für den Prinz of Wales verkauft. Er wird ihn zwar bestimmt nicht tragen, aber das macht nichts. Siehst du, hier ist der Bestellzettel mit der Adresse." Dinah stand starr. Dann aber riß sie Mabel das Blatt Papier aus der Hand und lief damit völlig fassungslos durchs Haus. „Die Königin war hier, denkt euch", rief sie, „die Königin". Mabel sah ihr spöttisch lächelnd nach. Die Königin, das bedeutet für sie: Kategorie schwer zu behandelnde Kunden!

Weihnacht des Obdachlosen

Heilige Nacht — —
Auf endloser Straße flimmert kein Stern,
Kalt rieselt der Schnee und der Nordwind lacht
Als riefe er spöttisch: „Lobet den Herrn . . . .!"

•

Stille Nacht — —
Hinter hellen Scheiben flammt Licht auf Licht,
Mir hat das Christkind die Schwindsucht gebracht,
Die meine armen Lungen zersticht —.

•

Unheilige Nacht — —
Ich wandere weiter mit schleppendem Schritt,
Ein müder Kämpfer in ewiger Schlacht,
Und nur mein Elend zieht drohend mit!

E. D.

Grete Garbo

Das Geburtstagsgeschenk

Von Walter Jelen

Kleine, enge, gewundene Gassen . . . Plätschernde Springbrunnen . . . . Orangenhaine . . . . Dies ist der erste Eindruck von Almeria, einer kleinen, hübschen, spanischen Stadt.

Eines Tages kam ein Amerikaner aus Milwaukee dorthin und wollte die Almerianer mit den Segnungen einer original-amerikanischen Schuhreparaturwerkstätte vertraut machen. Er mietete einen Laden und ließ sich gute, teure Maschinen kommen. Als schließlich alles fix und fertig war, wollte er natürlich das Geschäft eröffnen. Doch er bekam keine Bewilligung. Man vertröstete ihn von einem Tag auf den anderen.

Endlich hatte er von der Sache genug. Mißmutig ging er zu seinem Hausherrn und sagte dem freundlichen Spanier, er werde den ganzen Krempel in die nächste Stadt transportieren lassen. Denn er wollte nicht länger . . .

Der Spanier machte ein erstauntes Gesicht. „Sie waren schon beim Bürgermeister? . . . Und ohne Erfolg? . . ."

„Schon zehnmal war ich oben und dieser verfluchte Schurke . . . ."

Der Spanier sah den Fremden streng an: „Haben Sie ihm schon zu seinem Geburtstag gratuliert? . . ."

„Wa . . . wa . . . . was? . . ." staunte der Mann aus Milwaukee. „Nein! Ich kenne ihn doch gar nicht. Und wußte auch nicht, daß er Geburtstag hat! . . . ."

„Es ist eine ehrwürdige, alte Sitte", erklärte der Spanier, daß wir immer unserem Bürgermeister zu seinem Geburts- oder Namenstage gratulieren und ihm mit einem hübschen Andenken erfreuen, wenn . . . ."

Der Mann aus Milwaukee hörte und staunte. Staunte und hörte.

„Wenn —", ergänzte der freundliche Spanier, pfiffig lächelnd, „wir etwas von ihm wollen! . . . ."

„Aha!" sagte der Amerikaner.

Tags darauf hatte er die Bewilligung. Und der Bürgermeister bat ihn, das kleine Versehen, das durch die Nachlässigkeit einer untergeordneten Schreibkraft entstanden sei, gütigst zu entschuldigen. Denn nur deshalb habe sich die Erledigung . . . .

Der Spanier las den Brief. Und sagte: „Ja, ja . . . . Was haben Sie ihm denn geschickt? . . ."

Lächelnd überreichte ihm der Amerikaner eine Briefkopie. Da stand: „Hochverehrter Herr Bürgermeister! Einem glücklichen Zufall verdanke ich die angenehme Nachricht, daß Sie heute ihren Geburtstag feiern! Obwohl ich erst ganz kurze Zeit in dieser wunderhübschen Stadt weile, will ich doch nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne Ihnen meine tiefgefühlten Glückwünsche zu entbieten. Als Zeichen der Wertschätzung erlaube ich mir, das Bildnis des beliebtesten Präsidenten meines Heimatlandes beizulegen. Ergebenst: John Smith."

Der Spanier staunte. „Sonst gibt sich unser Bürgermeister nicht mit einem Bild zufrieden."

„Dies Bildnis", sagte der Amerikaner, „wirkt immer und überall. Immer noch habe ich mit ihm erreicht, was ich wollte."

Gespannt hatte der Spanier zugehört. Dann sagte er: „Das müssen Sie mir erklären. Es ist unerhört interessant. Die geheimnisvolle Wirkung des Bildes eines großen Staatsmannes! . . . ."

„Wunderbare geheimnisvolle Wirkung! —" lachte der Mann aus Milwaukee. „Ein Hundertdollarschein hat noch nie seine Wirkung verfehlt! . . . ."

Modernes Japan

Von Adolf Volkmann

I. Veränderte Sprache

Noch vor sechzig Jahren umgab sich das japanische Kaiserreich mit einer unsichtbaren, aber nach innen und außen fast undurchdringlichen Mauer. Dem Untertanen des Mikado war das Verlassen der heimatlichen Insel bei Todesstrafe verboten. Ausländer und fremde Sitten waren höchst unwillkommen. Ließ auch die Regierung schließlich die „rothaarigen Teufel" widerwillig ins Land, so bemühten sich konservative Samurays auf eigene Hand, den verhaßten Eindringlingen den Genuß der japanischen Gastfreundschaft zu trüben. Wo sie ihrer habhaft werden konnten, schlugen sie ihnen mit ihren kurzen Ritterschwertern Arme und Beine ab. Bis die drohend vor die Insel gelegten Kriegsschiffe der Weißen Ordnung schafften.

Ein halbes Jahrhundert brachte in einem wahrhaft unfaßbaren Tempo der Eigenzivilisation den Umschwung eines Jahrtausends. Die unsichtbare Mauer fiel gründlich. Das übervölkerte Reich sucht und schafft fieberhaft Auflußmöglichkeiten für seine gigantisch wachsende Bevölkerte Reich sucht und schafft fieberhaft Abflußfremder Art wurden mit einemmal so stürmisch Einlaß gewährt, daß selbst die uralte Sprache, die in ihren starren Formen Jahrhunderten standgehalten hatte, unter dem Anprall tausendfältiger neuer Begriffe eine so gewaltige Aenderung und Dehnung erfuhr, daß Großväter ihre Enkel nicht mehr verstehen. Nicht nur in bezug auf die geänderte Einstellung, sondern auch rein sprachlich. Dadurch steigern sich die Kontraste in diesem exotischen Reiche und Bereiche ins Phantastische.

Erstaunlich ist, daß jeder menschliche Fortschritt alle wichtigen Belange des öffentlichen Lebens klärt und vereinfacht, trotz tausendfältiger neue Ideen, Begriffe, Genüsse. Wie auch der Rückschritt willkürlich oder unwillkürlich zur Verdunkelung, zur Mystik greift. Früher bediente sich der vornehme Japaner seiner Sprache, die vom gemeinen Mann und selbst den Frauen des eigenen Standes nicht verstanden wurde. Es war ein historisches Kauderwelsch, durchflochten mit altchinesischen Ausdrücken und Wortbildern, aufgelesen in den Werken altchinesischer Klassik. Sprache und Sitten wurden unter dem Einfluß dieser merkwürdigen Parallele unseres humanistischen Bildungsstrebens ins Mystische, Symbolische, Rätselhafte kompliziert. Das Eindringen europäisch-amerikanischen Geistes säuberte wie ein erfrischender Wind diese sprachliche Wirrnis und eine Unmenge angelsächsischer Ausdrücke, welche die neue Begriffswelt präziser darstellen als es nipponische Worte vermöchten, wurde assimiliert. Sie sind so tief in alle Schichten des japanischen Volkes gedrungen, daß — besorgte Patrioten bereits zu Aktionen schreiten, welche den fremden Spracheinfluß ausmerzen sollen. In ihren Torheiten gleichen sich eben alle Rassen dieser Erde und der Spießbürger aller Hautfarben greift prompt zu den gleichen Mitteln, wenn er sich dem Fortschritt gegenübersieht.

II. Yoshivara

Wenn der moderne Japaner das Wort „Yoshivara" aus dem Munde eines Ausländers hört, rümpft er die Nase. Ihm mag wie einem Prager zumute sein, wenn er eine der tausend Bilder und Zeichnungen der Karlsbrücke erblickt. Auch wahre Poesie, dauernd vor Augen geführt, wirkt aufdringlich. Der Baedeckersnob bemächtigt sich der „örtlichen" Sehenswürdigkeiten meist mit solcher Vehemenz, daß ihm sie der eingeschüchterte Einheimische mit Putz und Stingel überläßt.

Ueber Yoshivara, das historische Viertel der Tokioter Halbwelt, wurde bereits soviel Abenteuerliches berichtet, daß die japanische Regierung allen Ernstes daran dachte, die öffentlichen Häuser zu sperren. Diesmal siegte jedoch noch der japanische Konservatismus, der seine Freudenmädchen säuberlich in einem eigenen Viertel beisammensehen will. Trotzdem hat es den Anschein, als ob der Fortschritt und die geänderte Einstellung der jungen Generation dieses uralte Bild, dessen Farben längst bis ins fast Unkenntliche verblaßt sind, ohne amtliches Dazutun völlig auslöschen werde. Dann wird wahrscheinlich nichts anderes übrig bleiben, als einige gestellte „Rundfahrtsensationen" für Yankees und solche, die sich darauf aufspielen.

Unzähligemal ist Yoshivara mit Versailles verglichen worden und es muß zugegeben werden, mit voller Berechtigung. Beide Stätten waren Zentren eines vom Hochadel lancierten, äußerlich verherrlichten Kurtisanentums. Wo jedoch die als Kitzel gewählte höfliche Sprache nur oberflächlich den aristokratischen Zynismus verdeckte, wo der Wechsel von unterwürfiger Rede zum brutalen Befehl ohne Uebergang erfolgte, wo die Unterjochung der nur mit ihrem Körper dienenden Frau trotz dem Einflusse, den sie gelegentlich aus dem Bette übte, eine vollkommene war, Yoshivara oder eigentlich nur der vornehme Teil dieser Kurtisanenstadt, zeigte dieses sein Wesen mit mehr Aufrichtigkeit als die Residenz der allerchristlichsten Könige, die für ihren galanten Aufwand Vermögen und Mark des damals mächtigsten Volkes vergeudeten.

In verschwiegenen Parkanlagen lag die Stadt der Liebe. Schimmernde Teiche, Schwäne, zierliche, hochrückige Brücken. Farbige, nicht zu dicht verteilte Lampions. Luxuriöse Villen, wo die „Herrinnen der Liebe" mit zahlreicher Dienerschaft hausten. Die vornehmen Besucher verlangten hin und wieder nach Kitzel, um ihrer selbst willen einem gleich viel zahlenden Nebenbuhler vorgezogen zu werden. So hatten diese Dirnen in einer Zeit und in einem Land, wo Dolch und Gift zu den gewöhnlichsten Gebrauchsartikeln gehörten, oft gefährliche Spiele zu spielen. Wohl war Yoshivara von starken Bambusgittern umzäunt und an den Toren standen Wächter, vor denen sich jeder Besucher auszuweisen und seine Waffen abzugeben hatte. Doch getrauten sich die Wächter kaum, vornehme Besucher auf verborgene Dolche und Gift zu untersuchen und gegen Gruppen schwer bewaffneter Samurays, unkenntlich durch ihre Korbvisiere, welche manche Schöne entführten, hatten sie weder Mut, noch Mittel anzukämpfen. Tausend sentimentale Gewalttaten kennt die Geschichte und Legende Yoshivaras. Mit dem Verblassen Versailles und Yoshivaras hat das Kurtisanentum in Europa und Asien selbst den trügerischen Glanz verloren. Ausgemergelte, geplagte Dirnen, die das Geschenk ihrer müden Körper für trauriges Entgelt darbringen. Um das tägliche Brot, um den täglichen Reis . . .

Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft

Prag II., Lützowova 55

Telefon:
25851-55, 20038, 26838, 31261-3, 22313

Telegrammadresse: MAYRAU PRAHA

Werke:
Kladno, Königshof, Libčice

Erz- und Kohlengruben-Erzeugnisse:

Roheisen, Gußware, Rohstahl, Walzware, Halb- u. Fertigfabrikate, Schrauben und Nieten, Kleinzeug. Thomasmehl. Kohle.

Persil und Henko

..ohne die zwei keine Wäsche!

Sport-Spiel-Körperpflege

Unhaltbarer Standpunkt

des tschechoslowakischen Olympischen Komitees zu den Olympischen Spielen in Berlin

Durch die Welt geht eine Welle des Protestes dagegen, daß die Olympischen Spiele im Jahre 1936 in Berlin abgehalten werden. Es mehren sich ständig die Beweise, daß im hakenkreuzlerischen Deutschland kein Platz ist für eine Manifestation der Sportler der ganzen Welt, welche die schönen Grundsätze der internationalen Verständigung und des edlen Wettstreites vor dem olympischen Forum auf ihr Schild geschrieben hat. Durch den wachsenden Widerstand gegen die Abhaltung der Olympischen Spiele in Berlin war sogar das tschechoslowakische Olympische Komitee gezwungen, aus seiner Reserve herauszutreten. Es tat dies durch eine vor nicht gar zu langer Zeit veröffentlichte Erklärung, welche verzeichnet zu werden verdient:

„Das tschechoslowakische Olympische Komitee hat in seiner letzten Sitzung folgenden Beschluß gefaßt: Das tschsl. Olympische Komitee hat zu den XI. Olympischen Spielen seine Anmeldung eingereicht, es erachtet daher die Beteiligung an diesen Spielen als Einlösung eines gegebenen Versprechens. Als nächster Ort für die Olympischen Spiele wurde Berlin bestimmt. Ueber die Durchführung wacht das Internationale olympische Komitee, zu welchem das tschsl. Olympische Komitee das vollste Vertrauen besitzt; es erwartet daher, daß die Olympischen Spiele 1936 in Deutschland genau nach den olympischen Satzungen durchgeführt werden. — Unterschrieben: Der Vorsitzende: Prof. Dr. Joe Gruß."

Wir vermuten, daß die vorsichtige Stilisierung dieser Erklärung dem tschsl. Olympischen Komitee viel Zeit gekostet hat. Sie ist trotzdem sehr bedauern. „Es hat seine Anmeldung eingereicht und erachtet daher die Beteiligung als Einlösung eines gegebenen Versprechens." Wir fragen: Wäre eine begründete Widerrufung der Anmeldung eine Nichteinhaltung des gegebenen Versprechens? Und existiert in diesem Falle überhaupt irgendein „gegebenes Versprechen"? Es existiert die bloße Anmeldung, welche an kein Versprechen gebunden ist! So wie es sich das tschsl. Olympische Komitee auslegt, würde es bedeuten, daß die Tschechoslowakei unter allen Umständen nach Berlin gehen müsse; und das ist unserer Ansicht nach ein großer Irrtum, wenn sich das tschsl. Olympische Komitee auf das Internationale Olympische Komitee beruft.

Das tschsl. Olympische Komitee hat sich mit dem Hinweise auf das „gegebene Versprechen" und auf das Vertrauen in das Internationale olympische Komitee seinen Standpunkt ungeheuer vereinfacht. Das erste ist ein abstrakter Begriff und das letztere um nichts besser. **Die olympischen Satzungen müssen im vorhinein durch olympischen Geist garantiert werden!**

Wenn das tschsl. Olympische Komitee gesagt hätte: Wir werden abwarten, werden die Verhältnisse in Deutschland verfolgen und uns danach einrichten — so wäre dies wenigstens ein diplomatisches, jedoch auch offenes, sportliches Wort. So aber hat sich das tschsl. Olympische Komitee in eine zwar bequeme, jedoch bedenklich riskante Situation versetzt. Es verging scheinbar, daß auch die sportlichen Beziehungen höheren Interessen unterworfen sind, welche sich eventuell in harte Notwendigkeit verwandeln können!

Diese Erklärung des tschsl. Olympischen Komitees werden sie in Berlin mit Vergnügen im Propagandamaterial für die „Olympiade 1936 in Berlin" abdrucken, die Freude hierüber kann nur auf ihrer Seite sein . . .

Mitteilungen aus dem Publikum

Stuhlverstopfung. Spezialärzte für Verdauungskrankheiten erklären, daß das natürliche „Franz-Josef"-Bitterwasser als ein sehr zweckdienliches Hausmittel warm zu empfehlen sei. 8148/d

Prager Zeitung

Was macht der Mann, vor dem wir stehenblieben?

In den letzten Tagen vor dem „Fest der Liebe" stand vor einer Kaffeehandlung in der Weinberger Slezská ein Mann, äquatorial gekleidet, braun geschminkt, mit pechschwarzem Schnurrbärtchen, das über halbblau gefrorenen Lippen angeklebt war; stand stundenlang, stand regungslos. Jeder, der des Weges kam, stutzte beim Anblick dieses Mannes, dieser Figur, den man zuerst für eine Statue halten mochte. So völlig regungslos stand er vor der Handlung. Nur wenn man näher hinsah, bemerkte man winzige Regungen im Gesicht des Mannes, ein Zucken der Wimpern, den Hauch des Mundes.

Warum stand der Mann vor dem Laden? Nun, sein „findiger" Inhaber hatte wohl erwogen, daß dies eine besonders attraktive Reklame sein werde. Die Sandwichmänner, die sonst in der Stadt herumlaufen, bilden keine Sensation mehr. Man beachtet sie kaum mehr. Also: lassen wir einen solchen „Kerl" regungslos stehen! Das ist etwas Neues. Das wird allen auffallen. Alle werden stehen bleiben. Und vielleicht kauft dann hin und wieder eine Frau, die es sonst nicht getan hatte, bei uns ihr halbes Kilogramm Kaffee.

Wer fühlend dieses Bild sah, hat hoffentlich bei diesem Händler erst recht nichts gekauft. Denn am liebsten wäre man zu ihm gegangen und hätte ihm ins Gesicht geschrien, daß er sich seines Geschäftsmißbrauchs der Menschenwürde bis in den Hals hinein schämen solle!

Da stand Tag für Tag, Stunde um Stunde dieser junge Mann, frierend, begafft, ohne Sinn. Nur um die zwanzig Kronen einzuheimsen, die man für solche „Arbeit" täglich zu zahlen pflegt. Denn die zwanzig Kronen sind immens viel für einen Proleten, ein Vermögen für einen Arbeitslosen.

Was macht der Mann, der diesen traurigen Posten des Kapitalismus bezogen hat, am Weihnachtsabend, an den Feiertagen? Hat er sich soviel erübrigen können, um auch zu Weihnachten seine Stube zu heizen, ein gutes Abendbrot zu essen und warme Unterwäsche zu kaufen? Oder hat er sich nur an den Postentagen über Wasser halten können und friert jetzt — vielleicht die festtägliche Geschäftssperre und das Ende der Einkaufszeit verfluchend, weil er „so gerne" weiter verdient hätte?

Der Kaffeehändler sitzt gewiß beim gutgedeckten Tisch im warmen Zimmer.

Es wäre zu erwägen, ob nicht die Stadtgemeinde sich solcher Dinge annehmen, mithelfen sollte, wenigstens die aufreizendste Menschenreklame zu beseitigen. Aber das Bitterste ist ja, daß sich damit vielleicht nur der Dank Mitfühlender, die aber selber Arbeit und Brot haben, erwerben ließe, während mancher Arbeitsloser solcher Menschlichkeit nur Dank wüßte, wenn sie zugleich würdiger Arbeit und Brot brächte . . .

Die Prager Straßenbahn hat eine „Woche der Verkehrssicherheit" veranstaltet, um das Publikum zu erziehen. Wann wird sie, so fragen viele, die Straßenbahn fahren müssen, endlich eine Woche oder besser noch einen Dauerkurs für Schaffner und Fahrer veranstalten?! Wann wird sie den Dienst am Kunden einführen. Höflichkeit und Zuvorkommenheit statt Grobheit und Unzulänglichkeit walten lassen, wann wird sie die Wagenführer lehren, nicht so rasch anzufahren oder abzubremsen, daß im Wagen alles durcheinanderpurzelt, wann wird sie sich selbst entschließen, die Nachtlinien, die Anschlüsse und die Tourenzahl in den verkehrsdichten Stunden neu zu regeln? Wann wird sie ihren Wagenführern nahelegen, nicht justament einen Anschlußwagen, den sie mutwillig vorfahren ließen und den manche Fahrgäste gern erreichen wollen, mit Bracht entgleisen zu lassen? Wann werden die Elektrické podniky die vorsintflutische Stangenstromleitung durch eine moderne Bogenführung ersetzen, damit so das Tempo gesteigert, die Fahrzeit verkürzt werde?! Wann zieht in dem prunkvollen neuen Gebäude ein neuer Geist ein?

Kunst und Wissen

Mitteilungen der Theaterkanzlei

Neues Theater: Weihnachtsspielplan: Morgen halb 3 Uhr: „Anna sagt nein". Kč 2.50 bis 20.—. Morgen 7 Uhr: „Lohengrin". (B 1), Donnerstag halb 3 Uhr: „Die erste Legion". Kč 2.50 bis 20.—, Donnerstag 8 Uhr, zum ersten Male: „Eine Nacht in Venedig" (C 2) mit Cotz, Mayn, Medak, Wanka, Baum, Preger, Dörner, Hey. Dirigent: Rieger, Regie: Mordo, Bühnenbild: Kotulan. Freitag: „Die Zauberflöte" (D 1), Samstag 3 Uhr: „Kasperle reist ins Märchenland". Preise: Kč 2.50 bis 20.—, Samstag halb 8 Uhr: „Macbeth" (A 1). — **Kleine Bühne:** Morgen 3¼ Uhr „Der König mit dem Regenschirm". Kč 6.—, 12.—, 18.—. Morgen 8 Uhr: Welturaufführung „Der andere Napoleon" (Napoleon Unique) von Paul Raynal, deutsche Bearbeitung von Robert Blum. Besetzung: Napoleon — Valk; Joséphine — Mancofi; Fouché — Liebl; Talleyrand — Siedler; Madame — Stein. Regie: Gellner. Donnerstag 3 Uhr: „Kameraden". Kč 6.—, 12.—, 18.—. Donnerstag 8 Uhr: Erstaufführung wir werden beobachtet", Lustspiel von Adler und Frank mit Götz, Macheiner, Taub, Stein, Siedler, Panzner etc. Regie: Götz. Freitag: „Der andere Napoleon" (Kulturverband und freier Verkauf) Bons! Samstag: „Wir werden beobachtet." Bons. Sonntag 8 Uhr: „Anna sagt nein".

Silvestervorstellungen. Neues Theater: halb 11 Uhr „Jimmys Bar" mit Rosa Valetti a. G. Preise: Kč 5.— bis 62.— „Jimmys Bar" erscheint nicht im Abonnement! **Kleine Bühne:** halb 11 Uhr: „Das kleine Bezirksgericht". Preise: Kč 18.— bis 45.—. Vorverkauf für die Silvestervorstellungen ab heute!

Filme in Prager Lichtspielhäusern

Urania-Kino: „Zigeunerbaron." Nach Johann Strauß. — **Adria:** „Morgen beginnt das Leben." Cooper, Temple. A. — **Alfa:** „Wonder-Bar." A. — **Avion:** „Seine kleine Freundin." Temple. Für die Jugend. A. — **B 36 Krejca:** „Glückliche Jugend." Russ. — **Beranek:** „Dubarry." Gitta Alpar. D. — **Feniz:** „Königin Christine." Greta Garbo. A. — **Flora:** „Nur ein Komödiant." D. — **Gaumont:** „Die Liebe der Marquise de Pompadour." D. — **Hollywood:** „Die Liebe der Marquise de Pompadour." D. — **Hvězda:** Neues Mickey-Programm. Für die Jugend. — **Julis:** „Klar zum Gefecht!" Annabella. Fr. — **Kinema, B.-Th.:** Journale, Groteske, Reportage. Ab halb 2 bis ¾7. — **Koruna:** „Nagana, die Gefahr der Tropen." A. — **Lucerna:** „Königin Christine." Greta Garbo. A. — **Metro:** „4½ Musketiere. D. — **Olympic:** „Dubarry." Gitta Alpar. D. — **Passage:** „Tagebuch der Geliebten." D. — **Praha:** „Der grüne Domino." D. — **Radio:** „So mach ich es." Mae West. A. — **Skaut:** „Die Schatzinsel." B. Beery, J. Cooper. A. — **Světozor:** „Klar zum Gefecht!" Annabella. Fr. — **Alma:** „Markt der Eitelkeit." Miriam Hopkins. A. — **Baikal:** „Die weiße Schwester." Cl. Gable, O. Hays. A. — **Belvedere:** „Zigeunerbaron." D. — **Carlton:** „Neues Leben." Anna Sten, Fred. March. A. — **Illusion:** „Die Schatzinsel." B. Beery, J. Cooper. A. — **Kapitol:** „Zigeunerbaron." D. — **Lido II:** „Viva Villa" Wallace Beery. A. — **Louvre:** „Zigeunerbaron." D. — **Maceška:** „Zigeunerbaron." D. — **Nový:** „Die Christl von der Post." D. — **Sport:** „Das Gesetz der Dschungel. A. — **U Bejvodu:** „Der Springer von Pontresina." D. — **Valdek:** „Nur ein Komödiant." D. — **Veletrhu:** „Nur ein Komödiant." D.

Elissa Landi
spielt die Hauptrolle in dem französischen Data-Film „Königsmark".

Der Hupfauer-Silvan baut vor

Von Oskar Maria Graf

Beim Hupfauer in Erglbach gehts seit Jahr und Tag grundnotig zu. Das ist weiter kein Wunder. Der Hupfauer ist ein windiger Kleinhäusler, seine ärmliche Hütte steht draußen vor dem Dorf und ist hinten und vorn notdürftig zusammengeflickt. Zwei magere Ziegen stehen im Stall, ein kleines Wiesenfleckerl gehört dem Hupfauer, das ist alles. Der Hupfauer verdient sich sein Geld schwer als Taglöhner im Forst, wenns hoch kommt, bringt er an Zahltagen seine 16 Mark heim, und er hat nicht weniger als sieben Buben, die alle noch im Wachsen sind.

Not, Not und wieder Not ist beim Hupfauer daheim. Jeden Tag gibts Erdäpfel und wieder Erdäpfel und an ganz guten Tagen ausnahmsweise einmal Dampfnudeln mit Zwetschkentauch oder einem Guglhupf.

Erglbach ist ein schönes Dorf, rundherum sind saftige Wiesen und Waldungen. Da haben sich verschiedene Herrschaften Villen hingebaut. Im Sommer kommen sie, im Herbst ziehen sie wieder in die Stadt, diese feinen Leute. Und das hinwiederum ist für die Hupfauerin ganz gut, denn „bei der Saison" geht sie — wie man so sagt — „eins Putzen" oder sie macht beim Postwirt aushilfsweise Abspülerin. Da springen auch etliche Mark heraus. So fretten sich die Hupfauerleute schlecht und recht durch ihr kleines Leben.

Die sieben Buben von dem Hupfauer sind dem Alter nach nur jahrweise auseinander und wenn man sie in einer Front nebeneinander stellt, so sieht das aus wie eine lebendige Orgelskala. Und weil das so ist, so kriegt selbstredend immer der eine Bub vom andern den Anzug. Sparen heißts, sparen und einteilen.

Unter den Herrschaften, die Erglbach besuchen, sind mitunter barmherzige Menschen. Sie schenken der Hupfauerin manchmal abgelegte Kleider, zerwetzte Blusen, ausrangiertes Schuhwerk und so weiter. Für alles ist die Hupfauerin dankbar, denn was kann sie nicht brauchen . . . .

Der Baron Kesél hat der Hupfauerin neulich einen schönen Anzug geschenkt. Sie ist ganz zerwirbelt vor Freude heimgekommen, die sieben Buben sind um sie herum gestanden und haben mit erwartungsvollen Blicken dreingeschaut, als sie das große Packl aufgemacht hat.

„Ah, ah, so was Schöns", haben alle bewundernd und gierig ausgerufen. Der Aelteste, der lange, dürre Hansl, hat alle weggedrängt und geschrien: „Den kriag i." Der Sepp hat ihn wegdrücken wollen und gesagt: „Na, den kriag i. Dir paßt er ja doch net."

„An Schmarrn, den kriag i", hat hinwiederum der Karl gesagt und der Girgl hat ihm einen Renner gegeben und geplärrt: „I hob noch nia wos kriagt. Den muß ganz einfach i hob'n." Der Toni ist ganz weinerlich geworden und hat gebenzt: „Na, na, den muß i kriag'n." Die zwei Jüngsten, der Anderl und der Loisl, sind überhaupt nicht zum Tisch gekommen. Die Aelteren haben schon das Stoßen und Streiten angefangen, ein Gewurl war, daß es der Hupfauerin denn doch zu dumm geworden ist. „A Ruah jetzt, Herrgott. Jetzt werd probiert. Marsch, hat sie kommandiert und also ist das Anprobieren angegangen. Der lange Hansl ist in die Joppe geschlossen, alle Nähte haben gekracht. Ganz traurig hat er zugeben müssen, sie paßt absolut nicht. Der Sepp hat sein Glück versucht. Vergeblich. Der vorlaute Karl hat zu breite Schultern gehabt. Dem Girgl hat der Anzug nicht gepaßt und dem Toni erst recht nicht. Alle haben elendige Gesichter bekommen und schon auf den ausgehungerten „Baronbuam" geschimpft, der „wo doch g'wiß net so mager und minder fein brauchert, wenn er alles z'essen hat, was er mag."

Endlich sind also die zwei Jüngsten drangekommen. Brav und ruhig ist der Peter in die Joppe geschlossen. Richtig, sie hat gepaßt wie angegossen. Ueber sein Gesicht ist ein Schimmer gehuscht, so als wollt' er sagen: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten." Er hat die Weste probiert. Wunderbar. Er ist in die Hose gefahren mit seinen zaundürren Beinen. Es hat gestimmt.

„Net an Stich braucht ma macha", hat ihn die Hupfauerin belobigt. „Paßt dir wia e'g'mess'n. „Stolz ist der brave Peter dagestanden. Der Kleinere, der dickköpfige Silvan, hat sich ganz nah an den Peter herangezwängt und in einem fort die Joppe von innen gemustert, ewig hat er sie drinnen gemustert und kein Wort dabei gesagt.

„Wos hoft d' denn. Wos schaugst denn den Anzug auf der verkehrt'n Seit'n o'", hat ihn die Hupfauerin endlich gefragt, und da lugt der Silvan ihr auf und sagt schlagfertig: „No ja, i muaß'n mir doch innen o'schaugn. I kriag'n ja doch erst, wenn er g'wendt (gewendet) werd . . ."

„OLLA"
Gum..?
Die Hausmarke der Aerzte und Kenner!

Ia frische
Salami
Marke Herz & Sohn B. Karlovac
Zu beziehen durch die GEC
3200

Klaus & Co.
Reichenberg
Prospekte kostenlos
Günstige Teilzahlungen

AUTO ŠKODA
wünscht frohe Weihnachten
und ein glückliches Neues Jahr
1936

ASAP - Werk Mladá Boleslav

Tonwaren und Ofenerzeugung
Josef Truhlář
Police n. M.
3175
Eigene Erzeugung von Ton-, Steinzeug- und Bunzlauer Geschirre für Haushaltungen, Landwirtschafts- und Industriezwecke
Spezialität: Erzeugung von Pfannen
Lieferant der Arbeiter-Konsumvereine

Traget
Bembergwäsche
Marke
Bellefleur-Dahlia
3164

KAUFT
VOLKS ZÜNDER
SOLO A.S.I.
3189

Julius Kubelka
Heřm. Městec
Auslieferung von besten tschechischen Schinken und feinen Selchwaren
3177

Ihren Weihnachtseinkauf
in Haus- und Küchengeräten beschaffen Sie gut und billig bei Firma
ZEMAN & STAREK
Eisenwarenhandlung
Trautenau
Wir liefern auch Musgraves- und Kosmos-Dauerbrandöfen, Ivet-Herde, Vogelkäfige, Bienenzuchtgeräte etc.
Quaisers Vogelfutter 3168

Karl Knabe & Co.
Trautenau
3171

Die kluge Hausfrau verlangt nur
„Schroll-Waren"
sie sind gut und preiswert
Benedikt Schrolls Sohn
Fabrikation von Baumwollwaren für Bett-, Leib- u. Tischwäsche, Kunstseiden und Taschentücher
3173

METEOR
NORDBÖHMISCHE GLÜHLAMPEN-FABRIK
ZIMMER & ZSCHOCKE
AUSSIG a. E.

„JUTE" GESELLSCHAFT M. B. H.
PRAG II.,
ŠTĚPÁNSKÁ 32
Tel. 23551, 23552, 23553 — Telegramm-Adresse: HESSIAN PRAG
Jutegarne u. Zwirne, Jutespagate
Jutegewebe für Emballage und sonstige Zwecke
Jutesäcke aller Art, Strohsäcke
3202

HYPOTEČNÍ BANKA ČESKÁ
(früher Hypothekenbank des Königreiches Böhmen)
Zentrale in Praha Filiale in Bratislava
Expositur in Košice
Landesanstalt Landesgarantie
Uebernimmt Einlagen auf Einlagsbücher und in laufender Rechnung, Wertpapiere und andere Werte in Verwahrung und Verwaltung.
Durchführung aller Bank- und Börsentransaktionen.
Gewährt Hypothekardarlehen auf Häuser und Grundstücke.
Verkauft und kauft eigene Pfandbriefe.
Der Pfandbrief ist eine ideale Kapitalsanlage. Er genießt Mündelsicherheit und ist durch erstrangige Hypotheken gedeckt. Er gewährt eine bedeutend höhere Verzinsung als andere Arten der Kapitalsanlage und außerdem einen Kursgewinn bei der Verlosung. Die Geldanlage in Pfandbriefen und die Behebung ist ebenso einfach wie bei den Einlagsbüchern.
3163

Spinnerei, Färberei u. Weberei
V. Pelly
Politz a. M.
bietet ihre erstklassigen Erzeugnisse an
Spezialerzeugnis von Frottierwaren
3176

Bauet Betonstraßen!
Sie sind sowohl für den städtischen, als auch für den Ueberlandverkehr vorzüglich geeignet.
3277

Arbeiterbäckerei in Prag

Zentrale Prag VII., Bělskystraße 469, Telephon 74107

Brot - Gebäck - Konditorei

◆

Allen unseren Freunden und Abnehmern wünschen wir

fröhliche Feiertage

und ein

glücklicheres Neujahr

Wir danken bestens
für die genossenschaftliche Gunst
und bitten, uns diese auch im nächsten Jahr
entgegenzubringen.
Wir werden Sie in jeder Hinsicht
zufriedenstellen.

3213

BÖHMISCHE INDUSTRIAL-BANK

Aktienkapital und Reservefonds Kč 136,000.000·—

Zentrale in Prag, Na Příkopě Nr. 16

Filialen in: Aussig, Benešov, Beroun, B. Krumau, Bratislava, Brno, Břeclav, Čáslav, České Budějovice, České Velenice, Český Těšín, Domažlice, Dvůr Králové n. L., Friedland i. B., Gablonz a. N., Hodonín, Hradec Králové, Iglau, Jindřichův Hradec, Kladno, Klatovy, Komotau, Košice, Kutná Hora, Laibach, Louny, Mähr. Trübau, Místek, Mladá Boleslav, Moravská Ostrava, Náchod, Olomouc, Pardubice, Plzeň, Přerov, Příbram, Rakovník, Roudnice n. L., Semily, Strakonice, Sternberg i. M., Tábor, Troppau, Uherské Hradiště, Ústí n. Orl., Vysoké Mýto, Vyškov, Weipert, Znaim, Zwittau. **Exposituren** in: Prag VII. (Holešovice) Štrossmayerovo nám. 976, Prag VIII. (Libeň) Královská tř. 890, Prag XI. (Žižkov) Husova tř. 45, Prag XII. (Kgl. Weinberge) Rubešova ul. 21, Prag XVI. (Smichov) Palackého tř. 20. **Bahnhof-Wechselstube in:** České Velenice

Durchführung aller Bank-, Börsen- und Wechslergeschäfte. — Kreditbriefe auf alle Plätze des In- und Auslandes. — Informationen in finanziellen Angelegenheiten werden bereitwilligst und kostenlos erteilt

Moderne Panzer-Schrankfächer (Safes)

3162

ELBE

Lebensversicherungsanstalt A. G. ‖ Schadenversicherungsanstalt A. G.

PRAG I., Národní 27
(im eigenen Hause)

Er- u. Ablebens-, Aussteuer-, Renten-, Erbsteuer- u. andere ähnliche Versicherungen mit und ohne ärztliche Untersuchung
Telephon 36187

Feuer-, Einbruch-, Hagel-, Haftpflicht-, Unfall-, Transport-, Maschinenbruch-, Automobil-, Glasbruch- und Kranken-Versicherung bei freier Ärztewahl
Telephon 21290 und 32714

3147

Zemská banka

(früher Landesbank des Königreiches Böhmen)

Zentrale Praha — Filiale Bratislava

Alle Bank- und Börsen-Transaktionen
Geldeinlagen in laufender Rechnung, gegen Einlagsbüchel und Kassenscheine
Langfristige Kommunal-, Meliorations- u. Eisenbahndarlehen — Baukredite
Eigene Emmission von Schuldscheinen mit der Haftung des Landes Böhmen, in der Slowakei und in Karpathorußland mit Staatsgarantie
Individuelle Verwahrung und Verwaltung von Wertpapieren, getrennt von den eigenen Beständen und den Wertpapieren dritter Personen
Sicherheits-Stahlschrankfächer-Vermietung
Für die seitens der Bank übernommenen Verpflichtungen haftet das Land Böhmen

3156

BANKHAUS PETSCHEK & CO.

PRAG II.,
BREDOVSKÁ 18

TELEGRAMM-ADRESSE: PETSCHEKOMP

3186

Bezugsbedingungen: Bei Zustellung ins Haus oder bei Bezug durch die Post monatlich Kč 16.—, vierteljährig Kč 48.—, halbjährig Kč 96.—, ganzjährig Kč 192.—. — Inserate werden laut Tarif billigst berechnet. Bei öfteren Einschaltungen Preisnachlaß. — Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur bei Einsendung der Retourmarken. — Die Zeitungsfrankatur wurde von der Post- und Telegraphendirektion mit Erlaß Nr. 13.800/VII/1930 bewilligt. — Druckerei: „Orbis", Druck-, Verlags- und Zeitungs-A.-G., Prag.